



Vertrauen

Entscheiden, wem wir glauben

tvdiskurs.de



HERBERT VON HALEM VERLAG

Vertrauen in die Medien!?

Seit vermeintliche Patrioten auf Demonstrationen gegen die vermeintliche Islamisierung des Abendlandes erste „Lügenpresse“-Plakate in Kameras reckten, ist offenkundig, dass ein nicht geringer Teil der Gesellschaft das Vertrauen in die Mainstreammedien verloren hat. Im Coronajahr, in dem sich die gesellschaftlichen Konflikte scheinbar verstärkt haben, hat sich auch eine Glaubwürdigkeitskrise der Medien weiter zugespitzt. Zwar ist die Lage noch nicht so dramatisch wie in den USA, wo die Mehrheit der Anhänger der Republikaner nur Fox News gelten lässt und die anderen Nachrichtenmedien für volksfeindlich hält. Aber auch hierzulande finden sich immerhin 20 bis 30 % der Bevölkerung in den traditionellen Medien nicht mehr wieder und lehnen das System entsprechend ab. Parallel dazu entfalten Angst und Verunsicherung angesichts eines bedrohlichen Virus, eine sich täglich verändernde Informationslage und gezielte Falschmeldungen im digitalen Resonanzraum eine ungute Eigendynamik, gegen die seriöse Berichterstattung manchmal nur wenig auszurichten vermag.

Die Debatte darüber, inwieweit die Medien selbst verantwortlich sind für den Vertrauensverlust, erscheint notwendiger denn je, nicht erst seit Rezos *Zerstörung der Presse*. Selbstkritik und Selbstreflexion sind durchaus angebracht im Mediensystem des 21. Jahrhunderts mit seinen schnelllebigen Hypes und Empörungsspiralen. Es dient weder der Aufklärung noch der Glaubwürdigkeit der Medien, wissenschaftlichen Disput zum „Expertenstreit“ hochzujazzen, Scheindebatten und Shitstorms hinterherzuschreiben oder Kampagnen gegen „die“ Wissenschaft zu fahren. Auch uniforme Talkrunden mit immer gleichen Gästen oder *Brennpunkte* ohne echten Informationsgewinn sind kaum geeignet, das Vertrauen in die Medien zu stärken.

Deutlich geworden ist aber auch: Es gibt Menschen, die glauben, was sie wollen – völlig losgelöst von gut recherchierten Fakten aus seriösen Quellen –, und sie finden in den Echo-kammern des Netzes jeden Unsinn bestätigt. Manche glauben an allmächtige Strippenzieher oder Reptiloide, andere daran, dass Chemtrails die Menschheit vergiften oder die Erde eine Scheibe ist. Viele sind überzeugt, dass Bill Gates hinter der Pandemie steckt, dass die US-Demokraten Wahlbetrug begangen haben oder eine neue Weltordnung bevorsteht. Nicht wenige meinen, dass sie selbst denken, wenn sie „querdenken“, und sehen sich im Kampf gegen eine Diktatur mit anderen „Querdenkern“ vereint. Und immer noch gibt es Menschen, die abstreiten, dass das Virus überhaupt existiert. Zwar hatte man während der Trump-Präsidentschaft bereits erfahren, dass bloße Behauptungen zu Fakten und Fakten zu Meinungen umdeklariert werden, dass auch Unwahres wirkt und Botschaften selbst aus solchen Quellen hängen bleiben, die eindeutig als unglaub-

würdig identifiziert sind. Trotzdem: Die große Bereitschaft vieler sehr verschiedener Menschen, die Welt der Vernunft zu verlassen, sich der Realität zu verweigern und stattdessen kruden Weltbildern anzuhängen, war vor der Pandemie nicht zu erahnen.

Das alles ist alarmierend, aber kein Grund zum Verzweifeln. Fakt ist: In Deutschland und Europa geht die große Mehrheit abstrusen Verschwörungsideologien nicht auf den Leim und hat durchaus Vertrauen in traditionelle Kanäle. Es gibt Medien, die über Medien berichten, Agenturen für Faktenchecks, Initiativen für Transparenz und die Kontrolle von Algorithmen. Es gibt zahlreiche Ansätze zur Vermittlung von Medien- und „Bullshit-erkennungskompetenz“, von politischer Bildung und Streitkultur. Es wird darüber aufgeklärt, was die „Erregungswirtschaft“ antreibt und wer von Desinformation profitiert. Digitale Hasskriminalität wird bekämpft, Geschäftsmodelle, die auf Klickzahlen beruhen, ohne zwischen wahr und falsch zu unterscheiden, werden zunehmend hinterfragt. Europa hat regulatorisch einen eigenen Weg eingeschlagen und ist gewillt, die Internetriesen stärker in die Verantwortung zu nehmen.

Sicherlich ist die Frage verfrüht, was von Covid-19 bleiben wird. Aber schon jetzt steht fest: Wir wissen heute mehr über Desinformationsdynamiken und über die Anfälligkeit von Menschen für Irrationales als noch vor einem Jahr. Auch wenn es wehtut: Es ist gut zu wissen, wie virulent Elitenhass und antisemitische Ressentiments in der Gesellschaft sind und mit welchen Narrativen Populisten daran andocken. Nur so kann es gelingen, gegenzusteuern. Dabei können wir auf viele Kräfte in unserer Gesellschaft vertrauen – auch in den Medien.

Ihre
Claudia Mikat



Inhalt

EDITORIAL

INTERNATIONAL

„Information ist die größte Chance.“

4

Das niederländische Kijkwijzer-System führt die Altersfreigaben „ab 14 Jahren“ und „ab 18 Jahren“ ein
Claudia Mikat im Gespräch mit
Tiffany van Stormbroek

PÄDAGOGIK

Umweltbewusstsein und Umweltängste von Kindern

Luisa Ost und Daniel Hajok

Zugänge zur Medienwelt sind mediale Zugänge zur Welt

12

Das neue Portal *Medienradar* hilft, diese zu finden
Andreas Tietze

TITEL

Vertrauen

16

Entscheiden, wem wir glauben

Vertrauen und das Risiko, enttäuscht zu werden

18

Joachim von Gottberg im Gespräch mit
Martin Hartmann

Medien vertrauen. Aber welchen?

24

Petra Sandhagen

Wahrheit aus zweiter Hand

29

Wie viel Vertrauen verdienen die Medien?
Joachim von Gottberg im Gespräch mit
Kai Sassenberg

Fremdeln mit Staat und Medien?

35

Menschen mit Migrationsgeschichte haben
gute Gründe, misstrauisch zu sein
Tanjev Schultz

Ohne Grundvertrauen gibt es

keinen Diskurs mehr

40

Christina Heinen im Gespräch mit Nikolaus Jackob

Poltergeister der Unterhaltung:

Paranormal Television

44

Uwe Breitenborn

Trust Fiction!

48

Über Vertrauen in fiktionalen und dokumentarischen
Erzählungen und der U-Bahn
Kolumne von Jenni Zylka

PANORAMA	50	LITERATUR*	72
WISSENSCHAFT		RECHT	
Das Porträt: Judith Simon	52	Urteile	80
Alexander Grau		Aufsatz	84
Wut – Empörung – Solidarität: soziale Medien und ihre Affektdynamiken	56	SERVICE	
Margreth Lünenborg		Kurz notiert	
Wahrnehmung, Schein und Wirklichkeit	61	Impressum	86
Fred Mast		Das letzte Wort	88
MEDIENLEXIKON			
Guilty Pleasure	66	WEBKLUSIV AUF TVDISKURS.DE	
Gerd Hallenberger		TikTok und seine Challenges: eine Gefahr für Kinder und Jugendliche?	
DISKURS		Sina Albrecht	
Sterben lassen	68	Sharenting	
Die filmische Inszenierung der Selbsttötung		Kinderbilder in sozialen Netzwerken	
Dorothea Adler, Hannah Müller-Pein und		Alexandra Pubantz	
Frank Schwab		Das Kino: keine Zeit zu sterben	
		Werner C. Barg	
		Wenn der Traumberuf zum Albtraum wird	
		Warum man für die Schauspielerei große Nehmerqualitäten	
		mitbringen muss	
		Tilmann P. Gangloff	
		Hinter dem Horizont und weiter	
		Fiktion und Realität bei doxs! 2020	
		Holger Twele	

*

Das detaillierte Inhaltsverzeichnis für Literatur befindet sich auf der genannten Seite.

Alle Beiträge sind auch abrufbar unter: <https://tvdiskurs.de>.
Die Webversionen enthalten weiterführende Links und z. T. eingebettetes Bewegtbildmaterial.



Claudia Mikat im Gespräch mit Tiffany van Stormbroek

„Information ist die größte Chance.“

Das niederländische Kijkwijzer-System führt die Altersfreigaben „ab 14 Jahren“ und „ab 18 Jahren“ ein

Kijkwijzer ist das seit 2001 in den Niederlanden verwendete algorithmenbasierte Klassifikationssystem, mit dem Kino- und Videofilme, DVDs und Fernsehprogramme mit Informationen über ihre potenzielle Schädlichkeit für Kinder und Jugendliche versehen werden. Das System hat mit den Altersgruppen „0“, „6“, „12“ und „16“ begonnen und bereits in 2009 eine weitere Alterskategorie „ab 9 Jahren“ eingeführt. Seit dem 1. Januar 2020 ist Kijkwijzer zusätzlich um die Alterskategorien „ab 14 Jahren“ und „ab 18 Jahren“ erweitert worden. *tv diskurs* sprach mit [Tiffany van Stormbroek](#), der Direktorin des zuständigen Nederlands Instituut voor de Classificatie van Audiovisuele Media (NICAM), über die Hintergründe und die Akzeptanz des Systems.



The Painted Bird

Der erste Film, der in den Niederlanden eine Freigabe ab 18 Jahren erhielt, war *The Painted Bird* über einen jüdischen Jungen, der während des Zweiten Weltkrieges in Osteuropa unfassbare Grausamkeiten zu erdulden hat.

In den Niederlanden teilen sich Medienanbieter und Regierung die finanzielle und politische Verantwortung für den Jugendmedienschutz und für das Kijkwijzer-System. Nun hat Kijkwijzer die neuen Altersstufen „ab 14 Jahren“ und „ab 18 Jahren“ eingeführt. Wer gab den Anstoß für diese Veränderung?

Das war nicht eine Initiative der Anbieter oder der Regierung, sondern der Wunsch der Eltern. Wir haben Eltern befragt, welche Informationen sie benötigen, um Medienentscheidungen für ihre Kinder zu treffen. Dabei haben wir festgestellt, dass die bestehenden Altersklassifizierungen „12“ und „16“ den aktuell von Jugendlichen rezipierten Medieninhalten oft nicht angemessen sind und auch dem Medienverhalten junger Menschen in dieser Altersgruppe nicht entsprechen. Die audiovisuellen Produktionen, die mit „16“ bewertet wurden, deckten nach Art und Inhalt ein sehr breites Spektrum ab – sie können das Fantasygenre und historische Actionfilme ebenso umfassen wie harte Pornografie und Produktionen mit extremer Gewalt. Hier wünschen sich Eltern differenziertere Informationen und bei extrem gewalttätigen oder pornografischen Inhalten auch eine reine Erwachsenenkatgorie „ab 18 Jahren“. Auch im Bereich zwischen den Freigaben „12“ und „16“ gibt es Grenzfälle, die eine weitere Differenzierung sinnvoll erscheinen lassen.

Welche wissenschaftlichen Hinweise gibt es, die für eine stärkere Differenzierung in der Adoleszenz sprechen?

Wir können die Ergebnisse der Befragung der Eltern und der Heranwachsenden selbst mit entwicklungspsychologischen Erkenntnissen in Verbindung bringen. Die Adoleszenz umfasst die Altersgruppen von etwa 12 bis 18 Jahren, also eine große Zeitspanne, die durch zahlreiche tiefgreifende physische und mentale Veränderungen gekennzeichnet ist. Junge Menschen durchlaufen zwischen Kindheit und Erwachsensein nicht nur zwei, sondern mehrere Stufen. Auch die Medienpräferenzen und -umgebungen verändern sich zwischen 12 und 18 Jahren ganz erheblich. Heranwachsende haben mehr Bedürfnis nach Autonomie und verlassen sich in der Medienwahl weniger auf ihre Eltern. Freunde spielen eine immer wichtigere Rolle in ihrem Leben. Die Jugendlichen werden in ihrem Medienkonsumverhalten immer unabhängiger, da sie über ihre eigenen Endgeräte verfügen und andere Plattformen nutzen als die Erwachsenen. Insgesamt gibt es also

gute Gründe, zwischen früher und später Adoleszenz zu unterscheiden und mit den Altersgruppen „12“, „14“ und „16“ den Beginn, die Mitte und das Ende der Pubertät zu markieren. Für die unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen bedarf es präziserer Information.

Das bedeutet: Je mehr der elterliche Einfluss schwindet, desto mehr richtet sich die Information an die Heranwachsenden selbst?

So ist es. Eltern berichten, dass die großen Veränderungen in der Entwicklung ihrer Kinder mit dem Eintritt in die Sekundarstufe beginnen. Über 12-Jährige können über ihre Mobiltelefone rund um die Uhr online sein und eine Menge Inhalte ansehen. Die Eltern verlieren an Einfluss und hoffen, dass sie ihren Kindern genügend Werte und gesunden Menschenverstand vermittelt haben, damit sie die richtigen Entscheidungen treffen. Dafür benötigen sie aber auch die richtigen Informationen. Vor allem mit Blick auf die Altersstufe „ab 16 Jahren“, die früher die höchste Alterskategorie darstellte, waren viele Eltern der Ansicht, dass ihre Teenager mit einigen der so gekennzeichneten Inhalte noch überfordert sind.

Können Sie ein Beispiel nennen? Was macht heute einen 16er-Film zu einem 18er?

Extreme Gewalt und Pornografie werden jetzt in die Erwachsenenkatégorie eingeordnet. Der erste Film, der in den Niederlanden eine Freigabe ab 18 Jahren erhielt, war *The Painted Bird* über einen jüdischen Jungen, der während des Zweiten Weltkrieges in Osteuropa unfassbare Grausamkeiten zu erdulden hat. Der Film zeigt Missbrauch und Vergewaltigung, Tierquälerei und andere explizit dargestellte Gewaltexzesse und Qualen – Szenen, die selbst Erwachsenen viel zumuten. Die Freigabe ab 18 Jahren und die Information über die relevanten Inhalte sind eine Warnung. Ab 16-Jährige können den Film ansehen, aber sie sollten besser wissen, was auf sie zukommt.

Bleiben wir bei den Beispielen: Was macht einen 12er-Film heute zu einem 14er?

Hier haben wir zum einen Filme im Blick, die für einen Teil der ab 12-Jährigen zu ängstigend sind, weil sie sich emotional noch nicht so gut distanzieren können oder weil sie sensibel auf bestimmte Inhalte reagieren. Manche Jugendlichen zwischen 12 und 16 Jahren fürchten sich vor Vampir- oder Zombiengeschichten, andere finden sie lustig. In den Interviews haben die Jugendlichen daher selbst angegeben, dass sie sich mehr Information wünschen, um besser entscheiden zu können, ob sie sich einen Film ansehen oder nicht. Jugendliche in diesem Alter kennen ihre Grenzen und wissen gut, was sie vertragen. Neben einer ängstigenden Wirkung ist auch das im Film gezeigte Risikoverhalten relevant für die Frage „12“ oder „14“. Der Grad der Beeinflussbarkeit junger Menschen hängt von ihrem Entwicklungsstand ab. Hier gehen wir davon aus, dass Jugendliche in der frühen Adoleszenz anfälliger für fragwürdige Mediovorbilder sind, auch impulsiver und eher bereit zu risikoreichem Verhalten als junge Menschen in der späten Adoleszenz. Relevant sind also Filme, in denen gefährliches oder unsoziales Verhalten attraktiv erscheint oder Alkohol- und Drogenkonsum verharmlosend oder als völlig normal dargestellt werden. *Temptation Island* etwa hat nicht nur wegen der freizügigen Sexdarstellungen eine Freigabe ab 14 Jahren bekommen, sondern auch wegen des ungehemmten Alkoholkonsums.

Sehr intensiv hinsichtlich der neuen Kategorie „ab 14 Jahren“ haben wir beispielsweise auch die *Maze Runner*-Reihe diskutiert. In dem Science-Fiction-Abenteuer muss eine Gruppe von Jugendlichen viele gefährliche Prüfungen bestehen. Die



Handlung ist actionreich, das Setting klar unreal, aber es gibt auch bedrohliche Situationen und Horrorelemente. In einem späteren Teil spielt die Geschichte in einer dystopischen Welt, in der ein Großteil der Menschheit zu Zombies mutiert ist. Teil 1 erhielt eine Freigabe ab 12, die anderen Teile eine ab 16 Jahren – und beide Freigaben fanden wir nicht wirklich passend, bezogen auf den Inhalt. Heute würde die Reihe vermutlich ab 14 Jahren freigegeben.

Haben Sie den Eindruck, dass sich auch der Markt verändert hat? Gibt es in der heutigen Film- und Fernsehlandschaft mehr Inhalte, die sich nicht an 12-, sondern eher an ab 14-Jährige richten?

Ja, ich habe schon den Eindruck, dass sich durch Video-on-Demand- und Streamingdienste das Inhalteangebot in diese Richtung erweitert hat. Gerade im Fantasy- und Mysterygenre gibt es heute mehr Produktionen wie beispielsweise *Stranger Things*, die gezielt Jugendliche in der Pubertät ansprechen, indem sie Coming-of-Age-Geschichten erzählen.

Wie werden die neuen Alterskategorien angenommen? Haben Sie Eltern und Heranwachsende schon dazu befragt?

Wir evaluieren das neue System und analysieren alle Bewertungen „ab 14 Jahren“ und „ab 18 Jahren“, aber die Ergebnisse werden erst Anfang 2021 vorliegen, wir teilen sie dann gern. Unser Eindruck nach den ersten Reaktionen ist, dass die Eltern und die Kinder und Jugendlichen selbst ein Mehr an Information schätzen.

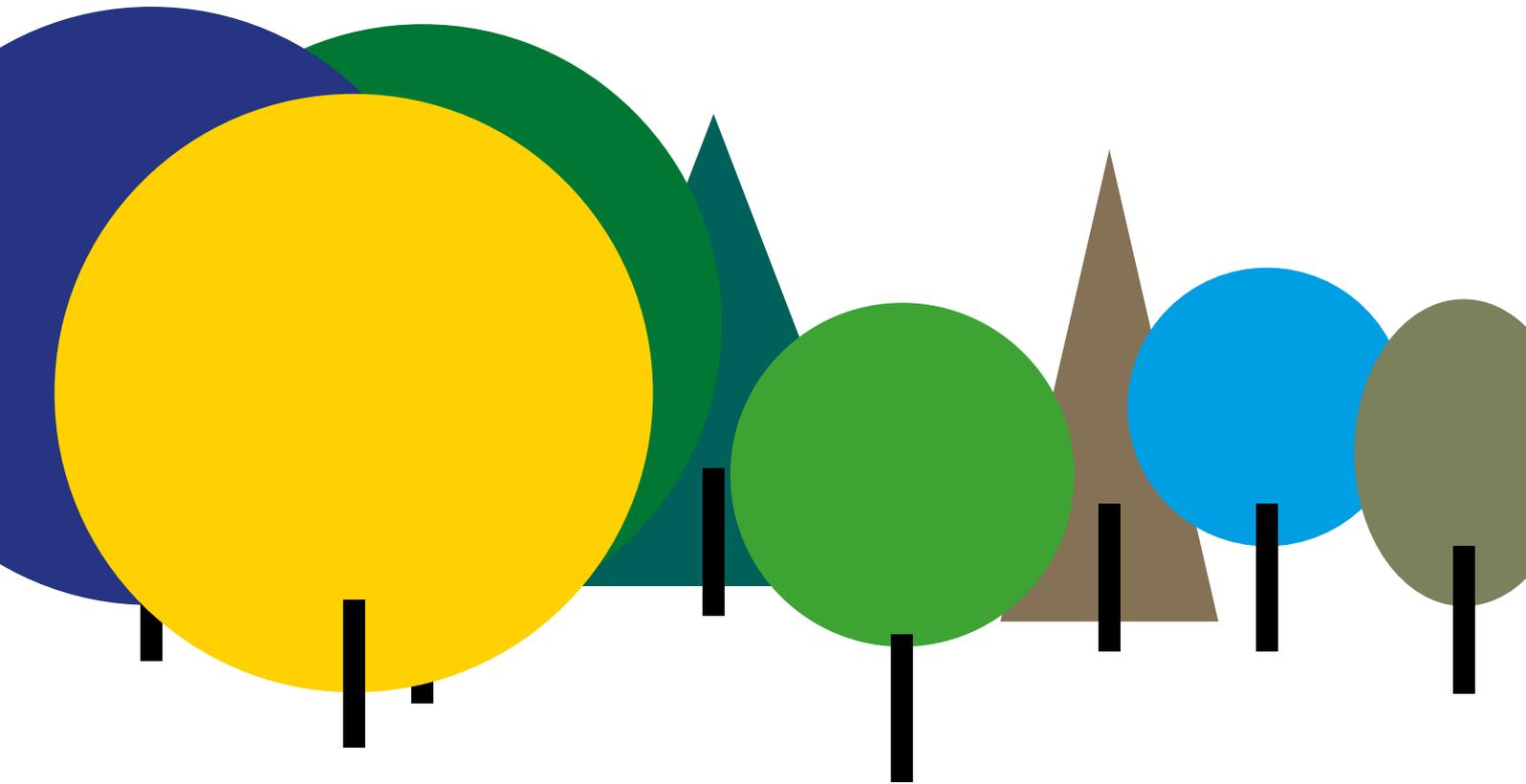
Kijkwijzer hat sich schon immer auf die Information über die Inhalte konzentriert. Hat es sich bewährt, Inhalte nicht von Kindern und Jugendlichen fernzuhalten, sondern sie über mögliche Gefahren zu informieren?

Angesichts der allgemeinen Verbreitung und Verfügbarkeit von Angeboten im Internet ist Information über die Inhalte jedenfalls die größte Chance, die wir haben, vor allem auch Informationen für die Heranwachsenden selbst. Wir versuchen daher, unseren Ansatz weiter auszubauen und nicht nur Eltern, sondern auch Kinder und Jugendliche anzusprechen. Dazu erweitern wir das Onlineangebot und ergänzen die Piktogramme mit detaillierten Informationen zu den einzelnen Wirkungsrisiken. Außerdem möchten wir Eltern mehr Instrumente an die Hand geben, um sich aktiv mit den Medien in Bezug auf ihre Kinder auseinanderzusetzen. Filme sind Diskussionsanlässe, sie bieten die Möglichkeit, bestimmte Themen an die Öffentlichkeit zu bringen und auch auf lustige und positive Art und Weise über das zu sprechen, was man sieht. Wir vermitteln daher den Eltern, dass es auch für Jugendliche in der Pubertät immer noch sehr wichtig ist, Fragen zu stellen und offene Ansprechpartner zu haben. Wir möchten Kijkwijzer weiter verbessern: Mit den differenzierten Alterskategorien und gezielten Informationen wollen wir die Glaubwürdigkeit des Systems erhöhen und sicherstellen, dass es auch in Zukunft ein wirksames Schutz- und Informationswerkzeug bleibt.

Haben Minderjährige die Chance, an diesen Prozessen teilzunehmen?

Wir möchten eine Art Kinderkommission aufbauen, aber das ist im Moment natürlich sehr schwierig. Zurzeit beschränken wir uns auf Gespräche mit einigen wenigen Fokusgruppen. Wir fragen sie, was sie über bestimmte Inhalte denken, auf welche Art von Inhalten sie stoßen, wenn sie online sind, und welches Rating sie angemessen finden. Direkt mit den Kindern und Jugendlichen darüber zu sprechen, welche Art von Informationen sie benötigen und was ihnen im derzeitigen System fehlt, ist natürlich sehr aufschlussreich – wir werden das fortführen.

Umweltbewusstsein und Umweltängste

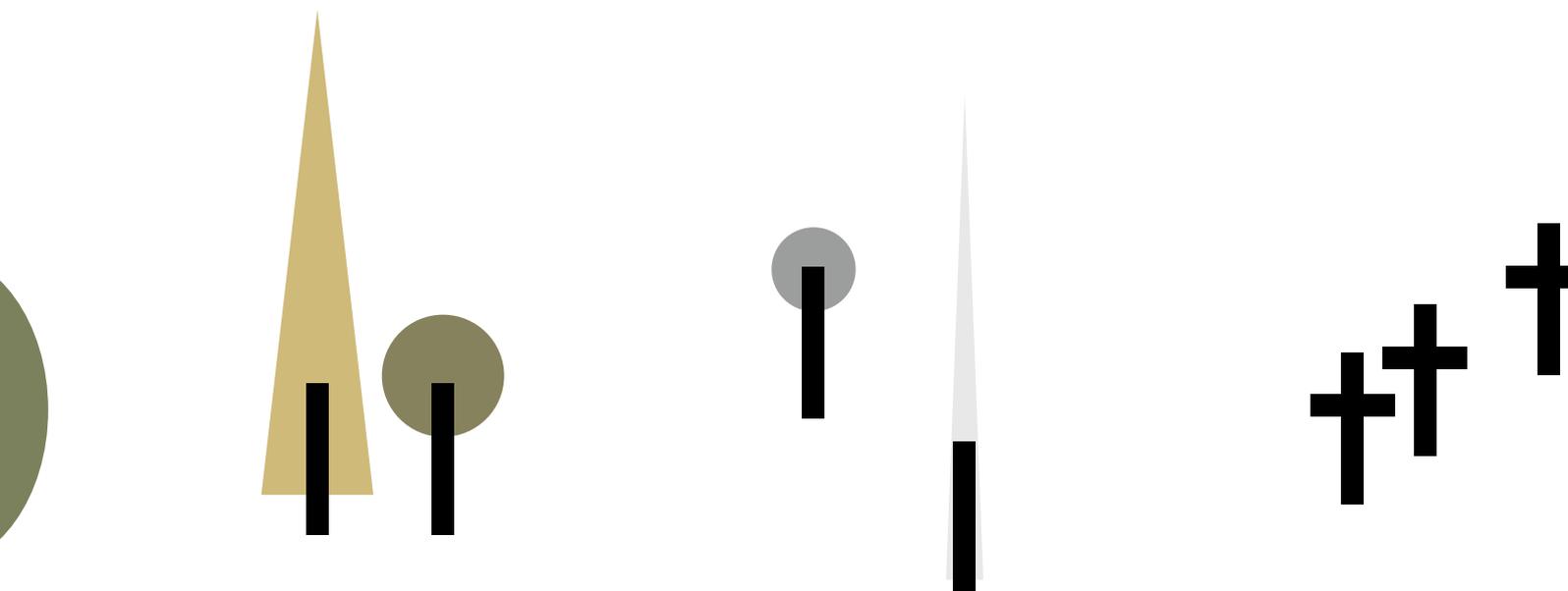


von Kindern

„Wenn es keine Bäume mehr gibt, gibt es keine Luft mehr –
und die Menschen müssen sterben.“

(Matthias, 8 Jahre [zitiert nach Gebhard 2013, S. 238])

Klimawandel, Umweltverschmutzung, Zerstörung der Welt insgesamt – das sind die eigentlichen Probleme unserer Zeit. Kinder entwickeln bereits früh ein Bewusstsein für die Umwelt; die fortschreitende Zerstörung macht ihnen Angst. Sie angemessen zu begleiten und für die neuen Herausforderungen zu stärken, scheint wichtiger denn je.



Naturerfahrungen – eine Grundlage für Umweltbewusstsein

Staudämme bauen, Wildkräuter sammeln und Käfer im Entdeckerglas unter die Lupe nehmen: Das Spielen und Entdecken in der Natur ist für die Kleinen ein großes Abenteuer – und ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zu einem umweltbewussten Denken und Handeln. Kinder sind, ihrer ganz natürlichen Intuition folgend, ohnehin leicht für Umweltthemen zu sensibilisieren (Gebhard 2013; Kerschefski 2017). Und als wichtige Vorbilder und Erziehende tragen Eltern maßgeblich dazu bei, dass ihre Kinder gern in der Natur spielen, sich für Umweltthemen interessieren und somit ein gesundes Umweltbewusstsein ausprägen.

Wenn Kinder ihre eigenen Naturerfahrungen sammeln können, entwickeln sie im späteren Leben eine bewusstere Einstellung auch gegenüber den längst sichtbaren Problemen, da sie eine emotionale Bindung zur Natur aufbauen (Pohl/Schrenk 2005). Ungeklärt ist allerdings nach wie vor, wann genau ein hohes Umweltbewusstsein entsprechendes umweltgerechtes Verhalten nach sich zieht: Wir Erwachsenen tau-

schen uns darüber aus, welche Umweltbelastungen wir kennen. Wir philosophieren über politische Veränderungen, aber schaffen es selbst nicht, auf die Flugreise, das Auto oder auf die Plastikverpackung beim Einkaufen zu verzichten. Wir bilden unseren Alltag alles andere als ressourcenschonend ab; die permanente Vernetzung und Digitalisierung – quasi von allem – sind hier nur zwei Aspekte.

Auch Kinder im Grundschulalter sprechen sich häufig für Umweltschutz aus, lassen in aller Regel aber (noch) kein entsprechendes Handeln erkennen (Ost 2020). Vermutet wird u. a., dass Umweltbewusstsein inzwischen nicht immer nur aus Überzeugung, sondern auch aus sozialer Erwünschtheit erwächst. Zudem wird angenommen, dass für Privatpersonen Kosten und Nutzen umweltschützender Maßnahmen im Verhältnis stehen müssen und sich gerade Kinder, aber auch Erwachsene, aufgrund der diversen Informationen und Möglichkeiten handlungsohnmächtig fühlen. Schon die Frage nach dem alternativen biologischen Waschmittel kann angesichts der Masse an Optionen schnell zugunsten des Vertrauten ausgehen.

Bildung für nachhaltige Entwicklung

Neben Eltern haben letztlich alle Einrichtungen, die der Erziehung und Bildung junger Menschen dienen, eine besondere Verantwortung für die Herausbildung eines differenzierten Umweltbewusstseins. Zu Hause haben Kinder ganz unterschiedliche Startvoraussetzungen, die auch in die Zugänge zur Umwelt eingehen. Je höher etwa der sozioökonomische Status der Eltern, desto häufiger spielen Kinder z. B. draußen in der Natur (ebd.). Auch wenn es um eine Etablierung von Umweltbewusstsein geht, müssen solche Hintergründe in Kitas und Schulen Berücksichtigung finden und etwaige Benachteiligungen entsprechend aufgehoben werden. Kinder sollen ja frühzeitig in die Lage versetzt werden, ihre eigene Zukunft auf nachhaltige Weise mitzugestalten.

Bildung für nachhaltige Entwicklung beschreibt hierfür ein Bildungskonzept, das darauf ausgerichtet ist, eine Naturalität zu schaffen – eine Einheit zwischen Mensch und Natur –, um dauerhafte menschenbedingte Umweltschäden langfristig zu vermeiden (Giest 2010). Es soll fächerübergreifend und auf Kompetenzerweiterung ausgerichtet sein und explizit in den Grundschulunterricht integriert werden. Die kognitiven Potenziale von Kindern in diesem Alter sollten dabei nicht unterschätzt werden: Zwar machen sich die Auswirkungen von Umweltzerstörungen erst verzögert bemerkbar (Böhm/Pfister 2005) und sind daher ein relativ abstrakter Prozess. Doch weisen bereits Grundschulkindern ein relativ hohes Umweltbewusstsein auf, das sich vorwiegend durch Unterrichtsinhalte, Gespräche mit Eltern oder Medieninhalte herausgebildet hat. Aufgrund dieser Einflüsse ist den Kindern in der Regel schon frühzeitig bewusst, dass die intakte Natur für das eigene Leben bedeutend ist und die Umwelt mehr geschützt werden sollte, um ein gutes menschliches Leben auf der Erde zu sichern (Ost 2020).

Diese kindlichen Einstellungen und Kompetenzen können sich durchaus im Jugendalter verfestigen und zu einer zukunftsorientierten Werthaltung und einer nachhaltigen Lebensweise im Erwachsenenalter führen (Kerschefski 2017; Ost 2020). Unterricht muss dafür attraktive und anregende Lernräume schaffen, um die Lernenden zur Auseinandersetzung zu aktivieren. Es besteht die chancenreiche Möglichkeit, praxisorientierte Unterrichtseinheiten zu gestalten, etwa einen Schulgarten anzulegen oder als Lernort zu verwenden, Beobachtungen, Untersuchungen oder Messungen in der Natur vorzunehmen, Tierparks oder Museen zu besuchen, Umweltschutzarbeiten oder Walderlebnistage durchzuführen. Erfolg versprechend sind auch die Expertisen engagierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, etwa wenn sie im Unterricht mit digitalen Bildern und Befunden vom Forschungsschiff *Polarstern* aus der Arktis hautnah für die Notwendigkeit nachhaltigen Handelns eintreten.

Digitale Medien sind nur bedingt eine Konkurrenz

„Die Jugend schaut nur noch auf ihre Displays; die gehen gar nicht mehr raus.“ Immer wieder hört man Sätze wie diese, die eine vermeintliche Konkurrenz von digitalen Medien und der Natur suggerieren. Schon der 7. *Jugendreport Natur 2016* kommt zu dem Schluss, dass sich Kinder durch digitale Medien von der Natur entfremden (Brämer/Koll/Schild 2016). „Während Bestimmungsbücher und Fotodokumentationen ein gängiges Mittel der Umweltbildung sind, stehen Lehrpersonen und Eltern digitalen Medien für diesen Zweck noch skeptisch gegenüber, weil die Befürchtung besteht, dass sie die Kinder eher von der Natur entfremden, als ihnen diese näherzubringen“ (Ost 2020, S. 40). Das Potenzial digitaler Medien für Lehr- und Lernprozesse kann sich so nicht entfalten. Neben Naturerfahrungen in der Freizeit und erlebnisorientiertem Unterricht bieten natürlich auch digitale Medien chancenreiche Zugänge zur Informations- und Wissensaneignung von Umweltthemen. Schon länger diskutiert werden hier die Möglichkeiten, mit digitalen Medien komplexe Sachverhalte kindgerecht zu präsentieren (Barth 2006) oder mit ihrem gezielten Einsatz als Lernwerkzeuge die Lernmotivation und Aufmerksamkeit zu erhöhen (Giest 2010).

Auch wenn in den letzten Jahren Handys, Internet und digitale Spiele in den Freizeitraum von Kindern gedrungen sind, wurden die Beschäftigungen in der Natur von den neuen Möglichkeiten keineswegs vollends verdrängt. Die *KIM-Studien* belegten in den letzten Jahren sogar ein leicht zugenommenes Interesse von 6- bis 13-Jährigen an „Umwelt/Natur“. Schon lange rangiert „draußen spielen“ auf Platz fünf der Freizeitbeschäftigungen, findet tatsächlich aber auch immer seltener statt (MPFS 2019). Der Zusammenhang dahinter wurde aktuell ein weiteres Mal mit einer Befragung von Kindern der 3. und 4. Klasse aufgezeigt: „Je mehr Kinder täglich etwas digital über einen Fernseher, einen Laptop, einen Computer oder ein Tablet schauen, desto seltener spielen sie draußen in der Natur“ (Ost 2020, S. 59). Die Nähe zur Natur ist aber auch dieser wichtigen Zielgruppe von Bildung für nachhaltige Entwicklung noch nicht abhandengekommen: Nach „Zeit mit der Familie verbringen“ belegte „draußen spielen“ zusammen mit dem „Fernsehen“ im Juni/Juli 2020 den Platz zwei; fast alle Dritt- und Viertklässler spielten demnach mindestens zweimal die Woche bis täglich draußen in der Natur (ebd.).

Umweltängste auf dem Vormarsch?

Schon in den 1980er-/1990er-Jahren zeigten Studien, dass Umweltängste bei Kindern verbreitet sind, dass die Kleinen sich mehr vor den großen Themen wie „Umweltzerstörung“ fürchten als vor persönlichen Themen wie „Krankheit“ und „Scheidung der Eltern“. Die bereits zitierte aktuelle Befragung von Dritt- und Viertklässlern bestätigt dies. Sicher auch der besonderen Situation (Coronapandemie) geschuldet, ängstigte die Kinder hier zwar zuallererst eine eigene unheilbare Erkrankung oder die eines Familienmitglieds. Auf Platz zwei

lagen aber bereits die wachsende Umweltverschmutzung und -zerstörung. Konkret richteten sich die Umweltängste vor allem auf das Artensterben, Plastik im Meer und Müll in der Natur (ebd., S. 58).

Die kindlichen Ängste speisen sich bekanntlich aus eigenen Beobachtungen sowie aus medial vermittelten Inhalten (Gebhard 2013). Die dort repräsentierten entfernteren Probleme werden dabei bedrohlicher wahrgenommen als näher an der Lebenswelt stehende und lokale Probleme. Ein wichtiger Hintergrund ist hier offenbar das bekannte Phänomen, dass es leichter ist, die Sorge und Betroffenheit über nicht Veränderbares auszudrücken, als das eigene Verhalten zu ändern und bei sich selbst im Kleinen zu beginnen (Karger/Wiedemann 1994). Insbesondere Kinder könnten sich zudem auch angesichts ihrer eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten ohnmächtig und daher noch angstvoller gegenüber abstrakten Themen fühlen.

Besonders bemerkenswert ist der recht starke und signifikante Zusammenhang von Umweltbewusstsein und Umweltängsten: „Je ausgeprägter das Umweltbewusstsein von Kindern ist, desto mehr Angst haben sie vor der Umweltverschmutzung und -zerstörung“ (Ost 2020, S. 58). Offenbar entwickeln Kinder ihr Umweltbewusstsein noch immer nicht zuletzt über (medial vermittelte) Bedrohungsszenarien. Das widerspricht letztlich dem Leitprinzip der Bildung für nachhaltige Entwicklung, Ängste abzubauen und Handlungsoptionen in den Vordergrund zu stellen (Krüger u. a. 2014). Damit Kinder ihre Ängste überwinden und Handlungsfähigkeit erlangen können, müssen sie zwar mit den Fakten konfrontiert, aber eben auch angemessen begleitet werden (Ost 2020).

Fazit

Kindliche Naturerfahrungen und mit Bedacht gewählte, altersgerechte Berührungspunkte mit den Herausforderungen der Umwelt stärken die Bindung zur Natur (Pohl/Schrenk 2005) und grundsätzlich auch die Bereitschaft zu einem umweltgerechten Handeln. Grundschulkindern sind mit ihren kognitiven Voraussetzungen bereits ernst zu nehmende Adressaten von Aufklärungs- und Bildungsarbeit zu Umweltthemen, viele von ihnen erachten sich selbst als handlungsfähige Subjekte in Bezug auf Umweltschutz (Gebhard 2013) und wollen eigene kleine Beiträge dazu leisten. Auch wenn das Umweltbewusstsein nicht immer mit tatsächlichem Umwelthandeln einhergeht, muss es frühzeitig mit handlungsorientierten Konzepten gefördert werden.

Kinder mit ihren Umweltängsten altersentsprechend zu begleiten, heißt vor allem, ihnen konkrete Handlungsoptionen aufzuzeigen. Digitale Medien und Natur sollten dabei weniger in Konkurrenz stehen, sondern als sich ergänzende Erfahrungen genutzt werden, mit denen sich Kinder unmittelbar und mittelbar ihre Umwelt aneignen und ein Umweltbewusstsein entwickeln können. Nur mit einer angemessenen Bildung für nachhaltige Entwicklung werden Kinder ihre Zukunft meistern

können. Hierfür bedarf es einer Integration dieses Themas bereits in den Grundschulunterricht. Kinder können dann der Ausgangspunkt eines grundlegenden Wandels sein: Die Liebe und die Nähe zur Natur, die in der Kindheit ihren Ursprung haben, können im Erwachsenenalter ihren Ausdruck in einer nachhaltigen Handlungs- und Lebensweise finden.

Literatur:

- Barth, M.:** *Lernen mit Neuen Medien – ein Weg für die Bildung für eine nachhaltige Entwicklung?* In: W. RieB/H. Apel (Hrsg.): *Bildung für eine nachhaltige Entwicklung. Aktuelle Forschungsfelder und -ansätze*. Wiesbaden 2006, S. 69–80
- Böhm, G./Pfister, H.-R.:** *Umweltbezogenes Verhalten und Emotionen*. In: M. Schrenk/W. Holl-Giese (Hrsg.): *Bildung für nachhaltige Entwicklung. Ergebnisse empirischer Untersuchungen*. Hamburg 2005, S. 17–29
- Brämer, R./Koll, H./Schild, H.-J.:** *7. Jugendreport Natur 2016. Erste Ergebnisse. Natur Nebensache?* In: *Natursoziologie.de*, 9/2016. Abrufbar unter: <https://www.wanderforschung.de> (letzter Zugriff: 17.07.2020)
- Gebhard, U.:** *Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung*. Wiesbaden 2013
- Giest, H.:** *Moderne Medien in der Umweltbildung*. In: H. Giest (Hrsg.): *Umweltbildung und Schulgarten. Eine Handreichung zur praktischen Umweltbildung unter besonderer Berücksichtigung des Schulgartens*. Potsdam 2010, S. 63–70
- Karger, C. R./Wiedemann, P. M.:** *Wahrnehmung von Umweltproblemen. Wir sehen nur, was uns betrifft*. In: *Politische Ökologie*, 37/1994/12, S. 16–20
- Kerschefski, M.:** *Naturentfremdung und kindliche Entwicklung. Warum Naturerlebnisse so wichtig sind*. Auszug aus der Diplomarbeit *Naturerlebnis in Kindertagesstätten. Die Umgestaltung des Kita-Spielplatzes in Cölpin unter naturpädagogischen Aspekten*. Hochschule Neubrandenburg 2010. In: *Natursoziologie.de*, 10/2017. Abrufbar unter: <https://www.natursoziologie.de> (letzter Zugriff: 23.06.2020)
- Krüger, B./Schick, D./Metzner-Dinse, G./Schröer, B./Rohm, J.:** *Wie wollen wir leben? Kinder philosophieren über Nachhaltigkeit*. München 2014
- MPFS (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest) (Hrsg.):** *KIM-Studie 2018. Kindheit, Internet, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger*. Stuttgart 2019
- Ost, L.:** *Umweltbewusstsein von Kindern in der oberen Primarstufe – Chancen und Grenzen für nachhaltige Entwicklung durch schulische und mediale Umweltbildung*. Masterarbeit. Universität Erfurt 2020
- Pohl, D./Schrenk, M.:** *Naturerfahrungen und Naturzugänge von Kindern*. In: M. Schrenk/W. Holl-Giese (Hrsg.): *Bildung für nachhaltige Entwicklung. Ergebnisse empirischer Untersuchungen*. Hamburg 2005, S. 33–44



Luisa Ost studierte Kinder- und Jugendmedien an der Universität Erfurt. Im Rahmen ihrer Masterarbeit erforschte sie das Umweltbewusstsein und die Umweltängste junger Heranwachsender.



Dr. Daniel Hajok ist Kommunikations- und Medienwissenschaftler, Honorarprofessor an der Universität Erfurt sowie Gründungsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Kindheit, Jugend und neue Medien (AKJM).

Zugänge zur Medienwelt sind mediale Zugänge zur

Das neue Portal *Medienradar* hilft, diese zu finden

Zwischen Jugendmedienschutz und Medienbildung

Herausgeber des im November 2020 gestarteten Portals ist die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF), die in Kooperation mit einschlägigen Partnerinstitutionen aus dem Bereich der Medienpädagogik sowie mit Unterstützung der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) für die inhaltliche und didaktische Konzeption des *Medienradars* verantwortlich zeichnet. Zentrales Anliegen des Portals ist es, der schulischen

wie der außerschulischen Bildungsarbeit Anregungen, Hintergrundwissen und Materialien für die medienpädagogische Arbeit zur Verfügung zu stellen. Wenngleich das Themenfeld „Medienpädagogik“ nicht nur als Subdisziplin mittlerweile etabliert ist und der fachliche Diskurs über die Theorie hinaus weit in die Bildungspraxis hineinwirkt, lässt sich im *Medienradar* eine Bereicherung erkennen. Insbesondere die explizite Ausrichtung auf Medienkritik und Medienreflexion als Kernelemente einer zu entwickelnden Medienkompetenz (vgl.

Mikat 2020, S. 12 ff.) fokussiert den Zweck des Portals klar auf die rezeptive Nutzung von Medien und bedient damit – insbesondere dank der umfangreichen Materialien – ein bisher bestehendes Desiderat (vgl. Dander 2017, S. 109 f.). Zwar sind medienpädagogische Portale sowohl freier als auch behördlicher Träger seit Jahren zunehmend von Bedeutung, auch in der schulischen Bildung. Aber vor allem die pädagogische Begleitung des Medienkonsums älterer Kinder und Jugendlicher stößt bisher immer wieder auf Herausforderungen, wenn es

Bildung, der Weg zur Entfaltung der im einzelnen Menschen liegenden Potenziale und zur Herausbildung einer mündigen Individualität, führt über die „Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung“ (Humboldt 2012, S. 94). Dieser Grundsatz ist, seit Humboldt ihn am Beginn des 19. Jahrhunderts formuliert hat, ein Allgemeinplatz. Das macht die Einsicht darin weder falsch noch überflüssig. Die Zeit verlangt einem solch weit gefassten Begriff jedoch erhebliche Konkretisierungen, Spezifikationen und Ausfäucherungen ab – und das nicht nur, weil sich die Welt ändert. Jene Wechselwirkungen und die sich darin vollziehende Aneignung der Welt erfolgen schon seit Langem und in weiter zunehmendem Maße durch mediale Vermittlung. Damit geraten räumliche, kulturelle, milieu- und altersbedingte Grenzziehungen ins Wanken und neue Distinktionslinien strukturieren den medialen Zugang zur Welt. Das birgt nicht zuletzt für Kinder und Jugendliche neue Chancen und neue Risiken – so weit, so bekannt. Dass diese medial vermittelte Aneignung auch einer spezifischen pädagogischen Begleitung in Theorie und Praxis bedarf, liegt auf der Hand. Hier nimmt das neue Portal medienradar.de seinen Platz ein.

Welt

darum geht, analytische Hilfen und geeignete, aktuelle Beispielmateriale zu finden. Hier kann die Verankerung des Herausgebers im Jugendmedienschutz eine Perspektive der Medienbildung stärken, die gegenwärtig häufig auf allgemeine Beiträge zugreifen muss und oft hinter Fragen der performativen Mediennutzung durch Kinder und Jugendliche im Bereich „Social Media“ zurücksteht.

In diesem Sinne versteht sich *Medienradar* als medienpädagogisches Angebot an Pädagoginnen und Pädagogen, die

für ihre Arbeit – die Herausbildung eines reflektierten und kritischen Umgangs mit medialen Darstellungen – Ideen, Unterstützung, Hintergrundwissen oder Materialien suchen. Tatsächlich spiegelt sich der professionelle Adressatenkreis auch in der Wahl und Aufbereitung der Themen wider. So werden die bisher bereitgestellten Themen aus ihrem unmittelbaren Lebensweltbezug herausgelöst und auf eine offene und sachlich diskursive Weise der Analyse erschlossen. Im Zentrum der Auseinandersetzung steht die verstehende Medienanalyse und -re-

flexion, die professioneller Begleitung bedarf. Zwar sind vor allem die Hintergrundinformationen eine reiche Fundgrube auch für Jugendliche, die sich aus eigenem Antrieb informieren wollen, ebenso wie für Eltern. Dennoch sind die Materialien in ihrer Auswahl und Zusammenstellung eindeutig auf die systematische, pädagogisch angeleitete Beschäftigung ausgelegt und in dieser Form kaum als Ratgeber für z. B. Eltern mit konkreten Fragen zu Risiken des Medienkonsums geeignet. Wer allerdings qualifizierte Hintergrundinformationen

zu den behandelten Themen sucht, findet hier einen gut geeigneten Ausgangspunkt für die Recherche. In dem Zusammenhang erscheint es auch begrüßenswert, dass der Jugendmedienschutz selbst thematisiert, mit Hintergrundinformationen aufgeschlossen und dank einer didaktischen Aufbereitung auch als Unterrichtsthema zugänglich gemacht wird. Diese Selbstreflexion nimmt mit der gestellten Aufgabe eben auch die Notwendigkeit, die Ziele und die Mittel des Jugendmedienschutzes in den Blick und macht diesen selbst zum potenziellen Diskussionsgegenstand.

Das Thema als Zentrum

Der Aufbau des Portals ist darauf ausgerichtet, die Inhalte übersichtlich zu strukturieren und einen schnellen und präzisen Zugriff zu erleichtern. In den horizontal angeordneten Bereichen „Dossiers“, „Hintergrundwissen“, „Mediensammlung“ und „Lehrmaterial“ lässt sich gezielt und bedarfsgerecht nach den jeweiligen Informationen suchen. Dabei fällt die als Herzstück des Portals angekündigte Rubrik „Dossiers“ insofern aus der Systematik, als dass hier die präsentierten Themen in ihrem gesamten Umfang, also inklusive der diesbezüglichen Hintergrundartikel, multimedialen Beispiele und Lehrmaterialien, dargestellt werden und alle Inhalte vertikal, d. h. themenbezogen zu finden sind. Somit erscheint der Zugang über das Dossier als besonders intuitiv, da für die Lehr-Lern-Arrangements, die sich des *Medienradars* bedienen werden, der thematische Zugang meist im Zentrum stehen wird. Dass man also über das Dossier einen weitgehend ungehinderten Zugang zu allen Materialien erhält, dürfte die Relevanz der anderen Bereiche ein wenig mindern. Zwar verfügt jeder Bereich über eine klar strukturierte be-

reichsinterne Suche. Diese ist jedoch, je nach verwendetem Schlagwort, weniger zielgenau und damit bisweilen zeitaufwendiger als der Weg über das jeweilige Dossier. Wenn die Anzahl der Themendossiers künftig weiter zunimmt und die Inhalte sinnvoll verschlagwortet werden, kann allerdings die Suche innerhalb der einzelnen Bereiche an Bedeutung gewinnen. Bislang jedoch werden je nach Filtereinstellung selbst zu relevanten und vorhandenen Inhalten nicht immer Ergebnisse angezeigt.

Dadurch wird die inhaltliche Kraft der präsentierten Hintergrundbeiträge allerdings ebenso wenig geschmälert wie die didaktische Nützlichkeit der Mediensammlung. Das reichhaltige Material ermöglicht einen interessanten, hinreichend tiefgründigen und gelegentlich kurzweiligen Zugriff auf die Themen und kann die pädagogische Praxis mit aktuellen und wissenschaftlich fundierten Kenntnissen ausstatten. Die Zusammenfassung der Materialien verschiedener Formate in „Playlists“ hilft, wie die mediale Repräsentation von „diversity“ exemplarisch gut verdeutlicht, eine Vielzahl verschiedener Beiträge strukturiert zu erschließen. So bieten Erklärvideos Orientierung in der diskursbezogenen Terminologie, während kommentierte Fernseh-, Musik-, Film- und Onlinebeiträge sowie Statistiken zum Thema eine Brücke zwischen Lebensweltbezug und empirischer Analyse schlagen. Dass einzelne Videoauszüge einen registrierten Zugang erfordern, schränkt die Verwendbarkeit kaum ein, ist jedoch z. B. bei der Erteilung von Hausaufgaben zu beachten. Insgesamt erwächst aus der Vielzahl an Hintergrundbeiträgen und Materialien die Möglichkeit für die in der Bildungsarbeit Tätigen, eigene Bildungsangebote bzw. Lernarrangements zu kreieren, um lerngruppenspezifisch die dargebotenen Inhalte zu vermitteln.

Dass im Bereich „Lehrmaterial“ dazu umfangreiches Material bereitgestellt wird, kann diese Arbeit enorm erleichtern und inspirieren, sollte sie jedoch nicht ersetzen. Stellt man die Heterogenität des föderalen und vertikal streng gegliederten Schulwesens in Deutschland in Rechnung, dann wird einsichtig, dass die Stärke eines solchen Angebots an Lehrmaterialien im Materialfundus und nicht in der Konzeption der Lehr-Lern-Arrangements liegt. Die Bereitstellung von Aufgabensets und Lernmodulen ist daher einigen Herausforderungen unterworfen, die jedoch seitens der Redaktion bereits antizipiert und teilweise bewältigt werden. So funktioniert die Zuordnung zu einzelnen Klassenstufen angesichts der föderalen Lehrplanstruktur lediglich als grobe Orientierung für das Anspruchsniveau, da die curriculare Verankerung vieler Themen uneinheitlich ist. Daneben erzeugt die als überfachliche Querschnittsaufgabe angelegte Medienbildung in der Schule Spannungen zum weithin fachlich organisierten Unterricht. Zwar lassen sich vermutlich – beispielsweise in den Fächern Deutsch und Musik – Unterrichtsvorschläge unmittelbar in den Fachunterricht übernehmen, dennoch wird an den Themen, den Materialien und Aufgaben deutlich, dass für effektive medienpädagogische Arbeit durchaus fachübergreifende Settings gestärkt werden könnten und Projekt- oder Thementage den vorgeschlagenen Lehr-Lern-Arrangements besser gerecht werden können als fachlich gebundene Einzelstunden. Dies gilt insbesondere für die vorgestellten Module. Es versteht sich bei einem derart weitgefächerten Angebot von selbst, dass die lerngruppenspezifische Adaption der Lehrmaterialien noch zu tun bleibt. So ist es bisweilen durchaus notwendig, die Aufgabenstellungen mit Blick auf das Leistungsniveau der Lerngruppe anzupassen und die ge-

gelegentlich dysfunktionalen Illustrationen zu ersetzen. Dass alle audiovisuellen Materialien über die Plattform zugänglich sind und die Arbeitsblätter neben dem PDF auch in einer editierbaren Fassung vorliegen, macht die Lehrmaterialien zu einem effizienten und praktischen Angebot. Auch hier gilt wieder, dass die Erschließung über die bereichsinterne Suche etwas holpriger verläuft als über das Themendossier.

Das Potenzial der „Extras“

Neben den im Kopf der Seite präsentierten Bereichen stellt ein erfreulich übersichtlich gehaltener Footer neben weiterführenden Links und dem Impressum auch „Extras“ bereit, die für die inhaltliche Arbeit mit dem Portal recht interessant sind. Neben einer erweiterten Suchmaske sind das vor allem das „Medienbarometer“ und ein „Glossar“. Das Erstgenannte bietet eine weitere Zugriffsmöglichkeit auf jenen themengebundenen Inhalt, der Kinder und Jugendliche selbst zu Wort kommen lässt. In Form von Videointerviews werden hier Aussagen von Kindern und Jugendlichen über ihren Medienkonsum zugänglich gemacht. Im Kontext der angestrebten Medienreflexion kann das Material gut genutzt werden, um in Schule oder Jugendarbeit Diskussionen anzustoßen und Jugendliche ihrerseits zur Reflexion des eigenen Nutzungsverhaltens anzuregen. Dass bisher jedoch nur Interviews zu einem Thema vorliegen, die wiederum auch über das entsprechende Dossier zum Jugendmedienschutz zugänglich sind, begrenzt den Nutzen des „Medienbarometers“ als eigene Rubrik. Demgegenüber dürfte das „Glossar“ von beachtlichem Nutzen für eine Vielzahl der adressierten Nutzerinnen und Nutzer sein. Sowohl die Schnelllebigkeit der Medienwelt als auch die zwar weithin

obligatorische, aber eng begrenzte medienpädagogische Ausbildung des pädagogischen Personals machen es notwendig, dass domänenspezifische Begriffe schnell und verlässlich zugänglich sind. Ebenso wie die Seite selbst muss das „Glossar“ als ein sich organisch entwickelndes Nachschlagewerk verstanden werden, das mit den dargestellten Themen wächst. Dass aus Sicht des gesellschaftswissenschaftlichen Unterrichts relevante Formate wie Histo- oder Politainment nicht erklärt werden, mag mit Blick auf die breite Zielgruppe hinnehmbar sein. Aktuell omnipräsente Schlagwörter wie u. a. „Echokammer“, „Fake News“ oder „Social Bots“ sollten jedoch ergänzt werden, insbesondere wenn sie unmittelbar Bestandteil des Angebots sind. Insgesamt ist das „Glossar“ eine mehr als gute Idee. Daher wäre es wünschenswert, die „Extras“ als fünften Bereich im Kopf der Seite zu verankern. So wäre der Zugang zu diesem nützlichen Tool deutlich erleichtert.

Wem nützt es?

Medienkompetenz zu entwickeln, ist als pädagogisches Anliegen längst an die Träger schulischer und außerschulischer Bildungsarbeit herangetragen und von diesen auch weitgehend akzeptiert worden. Dass eine praxistaugliche Medienbildung insbesondere die Schulen vor große Herausforderungen stellt, wird nicht zuletzt daran deutlich, wie intensiv hier Kooperationen mit außerschulischen Trägern eingerichtet und gefördert werden. Dem Portal medienradar.de gelingt es, ein fundiertes, materialgesättigtes, thematisch strukturiertes und didaktisch aufgearbeitetes Angebot bereitzustellen, welches die Bewältigung jener Herausforderungen erheblich erleichtert. Nicht zuletzt der Vorteil, in der Gestaltung des Portals aktuelle Themen und Entwick-

lungen aufzugreifen, ist eine gute Ergänzung der Möglichkeiten schulischer Bildung. Auch wenn sich allgemeine Zusammenhänge mit traditionellen Bildungsmedien vermitteln lassen, bedarf schülerorientierte Medienbildung der Auseinandersetzung mit aktuellen aussagekräftigen und konkreten Medienbeispielen, wie sie der *Medienradar* bereitstellt. Im Zusammenspiel erwächst so die Möglichkeit, aus der Wahrnehmung der (Lebens-)Welt heraus jene Kompetenzen zu fördern, die eine freie und mündige Mediennutzung zu einem Baustein einer kritischen und emanzipatorischen Aneignung der Welt machen.

Literatur:

Dander, V.: *Wie „medienkritisch“ ist Medienpädagogik? Fragen und mögliche Antworten zu Analyse, Ethik und Selbstreflexion einer „Disziplin“.*

In: *Medienpädagogik (Themenheft: Die Konstitution der Medienpädagogik. Zwischen interdisziplinärem Forschungsfeld und bildungswissenschaftlicher [Sub-] Disziplin)*, 29/2017, S. 105–138

Humboldt, W. v.: *Theorie der Bildung des Menschen.* Zitiert nach: H. Hastedt (Hrsg.): *Was ist Bildung? Eine Textanthologie.* Stuttgart 2012, S. 93–99

Mikat, C.: *Medienkompetenz ist Medienreflexion. Im November 2020 geht die Multimediaplattform Medienradar online.* In: *tv diskurs*, Ausgabe 94, 4/2020, S. 12–14

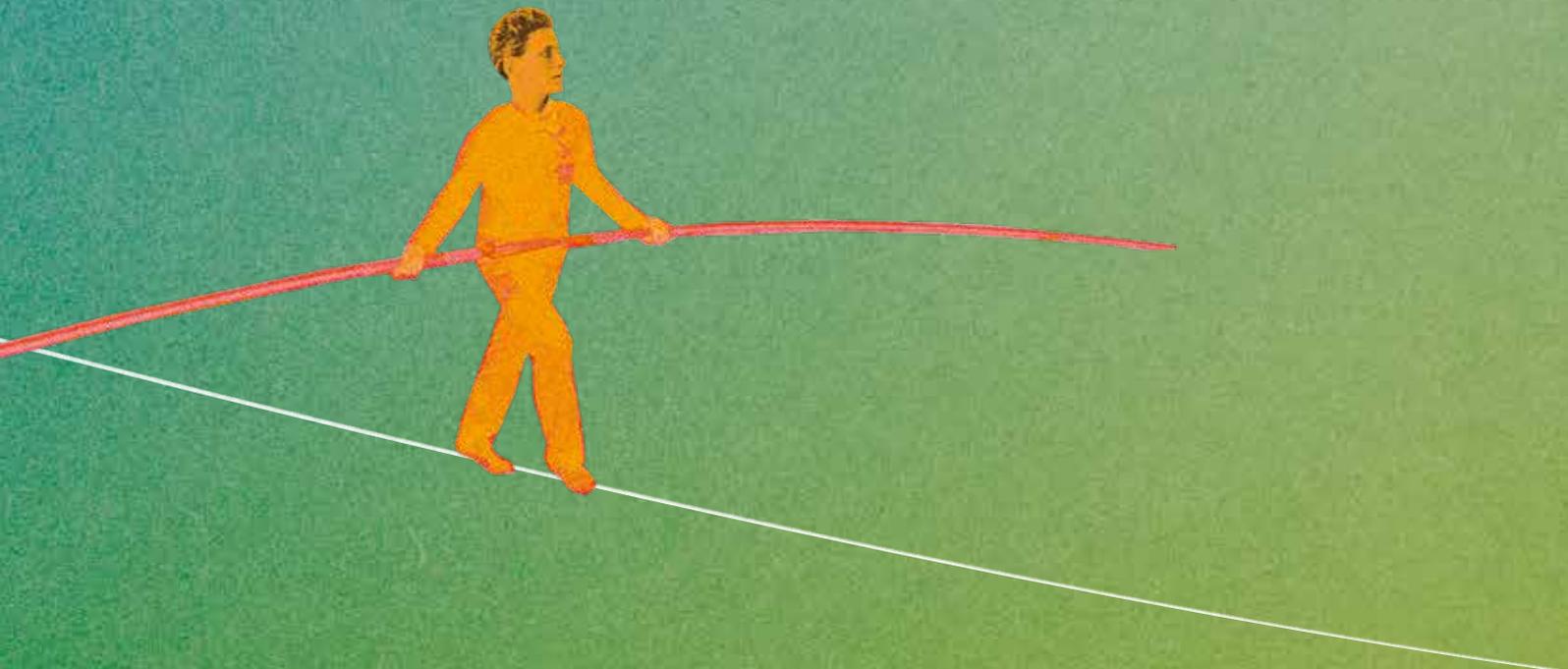


Dr. Andreas Tietze arbeitet als Lehrer am Herder-Gymnasium in Berlin. Er publiziert zu bildungsgeschichtlichen Themen sowie als Schulbuchautor.

Vertrauen

Entscheiden, wem wir glauben

Nur einen geringen Teil unseres Weltwissens gewinnen wir durch persönliche Erfahrungen. Einiges wird durch Eltern, Schule, Universitäten vermittelt, einen immer größeren Teil unserer Informationen beziehen wir aber aus den Medien, vor allem aus dem Internet. Neben professionellen Anbietern, deren Inhalte bestimmten internen und externen Kontrollen unterliegen, können sich die Nutzerinnen und Nutzer in sozialen Netzwerken allerdings auch zu allem und jedem äußern. So wird es meist schwierig, den Wahrheitsgehalt von Informationen zu überprüfen und zwischen abwegigen Behauptungen oder einer wahrheitsgemäßen Berichterstattung zu unterscheiden. Umso wichtiger ist die Frage, wem wir bei der Mediennutzung vertrauen. Und wodurch entsteht dieses Vertrauen? Warum haben viele die Bereitschaft, Theorien und Darstellungen zu glauben, die andere für völlig abwegig halten? Die aktuelle Ausgabe der *tv diskurs* widmet sich der Bedeutung des Vertrauens in der Mediengesellschaft und untersucht, ob wir realen Personen mehr vertrauen als Medienfiguren und welche Bedeutung das Vertrauen für unser Weltbild hat.



Vertrauen und das Risiko, enttäuscht zu werden

Wenn wir vertrauen, entwickeln wir eine Prognose, ob das Gegenüber die Wahrheit sagt und wir uns auf Abmachungen verlassen können. Nach welchen Gesichtspunkten entscheiden wir, ob und wem wir vertrauen? Befinden wir uns angesichts von Verschwörungstheorien oder Fake News in einer Krise des Vertrauens? Wir müssen dem Partner, der Familie oder dem Staat vertrauen können, gerade Letzteres wird durch die Coronakrise auf eine harte Probe gestellt. Sind auch die Medien vertrauenswürdig, über die wir die meisten Informationen über die Welt erhalten? [Dr. Martin Hartmann](#), Professor für Praktische Philosophie an der Universität Luzern, hat sich in seinem Buch *Vertrauen. Die unsichtbare Macht* aus philosophischer Sicht mit diesen Fragen befasst. *tv diskurs* sprach mit ihm.

Joachim von Gottberg im Gespräch mit Martin Hartmann

Was hat Sie als Philosoph am Thema „Vertrauen“ interessiert?

Ich fand in der Philosophie immer Ansätze besonders interessant, die nicht so rationalistisch vorgehen wie z. B. manche Formen der Spieltheorie oder der Multiple-Choice-Theorien, in denen das Vertrauen etwas Kalkulierbares darstellt. Ich habe mich eher für nicht kalkulierbare, eher informelle Phänomene in Beziehungen interessiert, z. B. für die feministische Philosophie, die Vertrauen als Bestandteil von Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Eltern und Kindern sowie erwachsenen Menschen thematisiert hat. Und das habe ich dann in meinem letzten Buch erweitert und mir verschiedene Felder angesehen. Auch Medien spielen da in Bezug auf Vertrauen eine Rolle, aber auch die Politik oder das Internet.

Gibt es gegenwärtig eine Vertrauenskrise oder erwarten wir einfach mehr Vertrauenswürdigkeit?

Für mich ist beides der Fall. Es gibt eine Vertrauenskrise, die ist aber in meinem Sinne eminent eine Krise unserer Bereitschaft, anderen zu vertrauen: Wir wollen nicht vertrauen, weil unsere Erwartung an Sicherheit so gewachsen ist. Die Bereitschaft, mit Enttäuschung oder gebrochenem, enttäushtem Vertrauen klarzukommen, scheint gesunken zu sein. Die Krise des Vertrauens ist also weniger eine Krise der Vertrauenswürdigkeit, es herrscht vielmehr eine große Skepsis und wir befürchten, dass alle lügen, korrupt, parteiisch oder Lobbyisten sind, man kann ihnen jedenfalls nicht glauben. Mich interessiert die Krise des Vertrauens im Sinne einer Bereitschaft, hinreichend vielen Menschen in verschiedenen beruflichen und privaten Zusammenhängen überhaupt noch zu vertrauen. Das ist ein paradoxes Phänomen: Wir scheinen das Vertrauen zu vermissen und wir reden die ganze Zeit über eine Vertrauenskrise. Dabei sollten wir auch darüber nachdenken, ob nicht oft das Problem in unseren zu hohen Erwartungen liegt.

Vertrauen fängt schon in Liebesbeziehungen an. Eine wichtige Frage ist die nach der Treue.

Das ist typisch für alle Vertrauensbeziehungen: Sie beruhen darauf, dass sie dem anderen auch Spielräume und Freiheiten lassen, die ich nicht kontrolliere oder überwache. Ich vertraue dem anderen etwas an, was mir wichtig ist. Das kann auch meine Intimität, mein Körper, meine Sexualität oder ein Geheimnis sein. Das kann in Liebes- und Freundschaftsbeziehungen verletzt werden, aber auch z. B. in beruflichen Projekten, in denen ein Kollege meine Idee, die ich ihm anvertraut habe, für seine Zwecke einsetzt. Bei privaten Beziehungen ist allerdings die Verletzlichkeit potenziert, weil in Intimbeziehungen oder in Liebesbeziehungen tiefe Gefühle verletzt werden. Das trifft uns also im Kern der Persönlichkeit, sowohl in Bezug auf unsere Gedanken als auch im Hinblick auf unsere ganz privaten Meinungen und Einstellungen, aber auch in der Hinsicht, was unseren Leib, unsere Körperlichkeit, unsere Sexualität angeht. Diese Dimension des Exponiertseins wollen wir in der öffentlichen Welt eher vermeiden. Hier gibt es schon eine gewisse Dramatik des Vertrauensbruchs, die Reaktion ist heftiger als etwa in beruflichen Kontexten, wir sind hier schutzloser. In meinem Buch geht es auch um das sehr schmerzvolle Beispiel von sexuellem Missbrauch von Kindern, von jungen Sportlern oder Turnerinnen durch Trainer oder medizinisches Personal. Diese Kinder hatten alle Gründe, diesen Personen zu vertrauen, weil sie sich als sehr vertrauenswürdig inszeniert hatten. Das Vertrauen wurde dann missbraucht. Wir sagen oft, man solle nicht blind vertrauen, aber das ist manchmal schwer zu vermeiden – schon allein, weil es niemals eine absolute Gewissheit gibt. Das ist ein strukturelles Merkmal meines Vertrauensbegriffs.

Was hat das Vertrauen gegenüber anderen mit Selbstvertrauen zu tun?

Selbstvertrauen ist eine Voraussetzung dafür, anderen zu vertrauen, weil ich die potenzielle Verletzlichkeit, die mit Vertrauen einhergeht, besser aushalte, sowohl in der Prognose, was passieren kann, als auch damit, mit einem möglichen Vertrauensbruch zurechtzukommen. Je mehr ich mir selbst vertraue, desto leichter wird es mir fallen, anderen zu vertrauen. Das ist so eine Art von

psychologischer Gesetzmäßigkeit: Wer sich selbst nicht zutraut, mit Enttäuschungen des Vertrauens umgehen zu können, wird anderen wahrscheinlich in seinem Leben weniger vertrauen, er wird vorsichtiger und kontrollierender sein. Eine entscheidende Voraussetzung für das Vertrauen zu anderen liegt in der Selbsteinschätzung, inwieweit ich mit einem Vertrauensbruch leben kann. Andererseits kann auch das Vertrauen, das mir jemand schenkt, helfen, selbstbewusster zu werden. Wenn mir jemand etwas Wichtiges anvertraut, dann wachse ich als jemand, der offensichtlich als ein Mensch anerkannt wird, dem man vertrauen kann – und das hat einen hohen Wert.

In der Psychologie wird in letzter Zeit über Helikoptereltern debattiert, die ihren Kindern keine Freiräume mehr lassen. Geht es hier um einen Mangel an Vertrauen oder um die Angst, dass den Kindern etwas passieren könnte? Und was hat Vertrauen mit Angst zu tun?

Ich glaube, das hängt zusammen. Die Neigung, seine Kinder eng zu begleiten, hängt mit vielen Aspekten des Alltags zusammen, einer Angst vor Unglück, eigenen Fehlern oder vor Schmerzen und Enttäuschungen. Man hat Angst um die Kinder. So wird es auch meistens beschrieben, wenn man fragt: „Warum lässt du dein Kind nicht mal ganz alleine irgendwo hingehen oder irgendwas unternehmen?“ Die Antwort ist meistens: „Ich möchte nicht, dass meinem Kind etwas passiert.“ Das Risikobewusstsein ist intensiver geworden – und das entwickelt sich gegenläufig zur Statistik. Unser Empfindungsapparat oder unsere Intuition traut der Statistik nicht. Wir leben faktisch in einer relativ sicheren Umgebung, es sterben immer weniger Menschen im Straßenverkehr oder durch Verbrechen. Aber das zählt nicht. Und vielleicht hat gerade die gewachsene Sicherheit die Ängste gegenüber einem potenziellen Unglück des Kindes intensiviert. So ein Paradox hat man in der Sicherheitsforschung auch erkannt: Je sicherer eine Umgebung ist, desto ängstlicher reagieren die Eltern. Deshalb wollen die Eltern möglichst nahe am Kind sein, sie wollen wissen, wo es ist und was es macht. Die Smartphones erleichtern diese Kontrolle enorm. Das ist ein Zeichen für die Unfähigkeit, wirklich ernsthaft Vertrauen zu schenken.

In Krimis und den Nachrichten wird vor allem das thematisiert, was außergewöhnlich oder besonders brutal ist. So entsteht das Gefühl einer Scary World: Die Gefahr, zum Opfer zu werden, wird viel größer eingeschätzt, als sie tatsächlich ist.

Das trifft wohl zu, in der Kognitionspsychologie gibt es auch die Figur der Verfügbarkeitsheuristik: In meiner Bewertung von Situationen orientiere ich mich sehr häufig an den Beispielen, die mir gerade geläufig sind – und das

sind medial eben die Fälle, in denen etwas schiefgegangen ist. Die Medien produzieren diese Bilder verstärkt, dadurch sind sie etwas, was meine Weltsicht stark prägen wird, obwohl statistisch eher das Gegenteil angezeigt ist. Das größere Sicherheitsempfinden scheint ein Zusammenspiel zwischen den Mechanismen der Medien und unserer Psyche zu sein, sodass wir viel ängstlicher sind, als vielleicht unsere Eltern es früher noch waren: Ich durfte als Kind beispielsweise noch tagelang mehr oder weniger unbeobachtet auf die Straße. Wir hatten natürlich damals kein Internet. Ein anderes Beispiel ist die Flugangst: Wir wissen ja aus allen Statistiken, dass es sehr viel sicherer ist, zu fliegen, als mit dem Auto oder auch mit dem Zug zu fahren. Die Wahrscheinlichkeit, beim Fliegen ums Leben zu kommen, ist auf dem Weg zum Flughafen mit dem Auto am größten. Doch unser Angstempfinden traut den Statistiken offensichtlich nicht besonders. Beim Fliegen kommt allerdings ein Gefühl hinzu, das tatsächlich ein anderes ist als beim Autofahren: Wir haben beim Autofahren den Eindruck, wir könnten schneller aussteigen, weil wir nicht in diesem geschlossenen Raum in 10.000 Meter Höhe sitzen. Ich gebe jede Kontrolle über mich an die Technik und den Piloten ab. Und während starker Turbulenzen einfach nur an die Statistiken zu denken, hilft meistens nicht. In diesem Moment steuert uns dieses affektiv-intuitive System – so nennen das die Kognitionspsychologen wie Daniel Kahneman – offensichtlich viel mehr als das rational-analytische Denken, das uns Auskunft über das gibt, was wahrscheinlich geschehen wird. Beim Vertrauen ist das ähnlich: Manchmal kann es sinnvoll sein zu vertrauen, obwohl man gerade nicht sehr viele Anhaltspunkte für die Vertrauenswürdigkeit einer Person oder einer Maschine hat. Allein durch den Akt des Vertrauens signalisiert man der Person, dass man sie für vertrauenswürdig hält. Allein dadurch also, dass man jemandem vertraut, lässt sich auch die Situation verändern. So kann geschenktes Vertrauen Gründe für zukünftige Vertrauenswürdigkeit schaffen, die vorher gar nicht da waren. Das finde ich interessant an Vertrauen: Es kann auch sinnvoll sein, die Situation nicht rational genau zu betrachten, sondern einfach zu vertrauen – bei Turbulenzen in der Luft bleibt mir ohnehin keine andere Wahl. Ein gewisser Vertrauensvorsprung kann also auch positive Effekte haben.

Wir vertrauen Menschen, die wir gut kennen, andere, beispielsweise Ärzte, Bankberater, Versicherungsvertreter, kennen wir durch gelegentliche Treffen. Viele Politiker, Sportler, Wissenschaftler kennen wir nur aus den Medien. Gibt es eine Art Hierarchie von Vertrauen?

Natürlich sind wir auf Ärzte angewiesen, ein Arztbesuch hat meistens einen Grund. Und dann lassen wir uns schon auf vieles ein, aber es gibt im Rahmen der einzel-

nen Beziehungen auch Spielräume. Beim Vertrauen in die Medien spielen unsere Vorannahmen oder unsere Neigungen eine wichtige Rolle. Heute scheinen diese Echokammern, über die oft diskutiert wird, stärker zu steuern, wem wir vertrauen und wem nicht. In den USA war das extrem, als die Trump-Anhänger CNN überhaupt nicht vertrauten, egal, was der Sender sagte und ob es stimmte oder nicht. Generell scheint die Glaubwürdigkeit der Medien für uns weniger durch die Medien selbst hergestellt zu werden als eher durch die Einstellungen, mit denen wir an sie herangehen. Das entscheidet dann darüber, welchen Nachrichten ich eher vertraue als anderen. In dem einmal etablierten Rahmen scheint unsere Bereitschaft, diesen Medien zu glauben, sogar ziemlich groß zu sein. Wir beide halten wahrscheinlich Trump für hochgradig verlogen und unehrlich, aber es gibt offenbar viele Menschen, die ihm vertrauen. Manche scheinen seine Lügen als geschickte Strategie im Umgang mit dem politischen Gegner zu deuten. So lassen sich die Lügen mit eigenen Vorannahmen, Voreinstellungen und Vorurteilen verbinden. Das sind vage Begriffe dafür, dass wir unser Vertrauen oft sehr selektiv vergeben. Daraus entsteht die fatale Neigung, dass wir dann sogar den Medien, die wirklich die Wahrheiten einigermaßen adäquat repräsentieren, keinen Glauben mehr schenken. Das ist ein bisschen so wie mit der Transparenz: Sie wird manchmal als die große Lösung betrachtet, aber das kann sie nicht sein. Wenn wir der Quelle nicht vertrauen, kann die Quelle noch so transparent sein – wir glauben ihr trotzdem nicht. Das Vertrauen ist der Transparenzforderung vorgelagert; sie kann nur funktionieren, wenn wir der Quelle vertrauen, die uns irgendetwas transparent macht. Manche Medien scheinen darauf schon zu reagieren, indem sie z. B. offen und schneller Fehler einräumen oder Gegenartikel zulassen. Ob das erfolgreich ist, weiß ich, ehrlich gesagt, nicht.

Wir entwickeln auch Vertrauen zu Maschinen oder zur Natur. Ist das etwas anderes als das Vertrauen zu Menschen?

Auf jeden Fall von der phänomenalen Dimension her: Maschinen haben keinen Körper, keinen Geruch, keine Haut, keine Stimme – und wenn, dann eine künstliche. Aber unsere Vertrauenspraxis ist dabei, sich zu verändern. Wir verleihen Maschinen immer mehr personale Eigenschaften, manchmal geben wir den Geräten auch Namen. Es gibt auch die Tendenz, dass immer mehr Hunde Menschnamen bekommen. Das sind alles Phänomene, die zeigen, dass sich die Bereitschaft, uns intensiv emotional an Maschinen oder Tiere zu binden, verändert. Es gibt auch diesen Film *Her*, in der sich ein Mensch total in eine Computerstimme verliebt. Unsere Neigung wäre, zu sagen: Das ist ja Quatsch, das ist ja kein echtes Vertrauen, das sind keine echten Gefühle,

aber die Filmfigur empfindet und lebt das so. Zum Kapitel „Technik“ sollten wir zwischen warmem und kaltem Vertrauen unterscheiden. Das technische Vertrauen bleibt auf eine Art kalt; manchmal wird versucht, die Wärme über die Schaffung von Sicherheitserwartung und zwischenmenschlichen Vertrauensbeziehungen als Ersatz zur Verfügung zu stellen. Aber ich glaube, das wird scheitern. Ich habe mit einem Programmierer gesprochen, der Verschlüsselungstechnologien anbietet. Er meinte, da gehe es um Vertrauen. Ich dagegen denke, dass es nicht um Vertrauen geht, sondern darum, Sicherheit zu schaffen. Und das ist nicht das Gleiche wie Vertrauen: Vertrauen kann nie auf absoluter Sicherheit beruhen, das wäre ein ganz falscher Begriff. Einerseits scheinen wir uns auf die Technik und auf die Eigenschaften der Vertrauenswürdigkeit der Technik zuzubewegen und diese auch anzuerkennen – je intelligenter die Technik ist, desto mehr scheint diese Bereitschaft zu steigen. Andererseits gibt es aber immer noch eine Grenze, die nicht überschritten werden kann.

Bei manchen Jugendlichen hat man das Gefühl, es sei für sie ein größeres Problem, auf das iPhone statt auf einen Freund zu verzichten.

Das meine ich. Die Philosophie hat früher immer gesagt: Vertrauen kann man nur zu einem „vollenden Wesen“ haben, also einem Wesen, das einen Willen im philosophischen Sinne hat, das auch Verantwortung übernehmen kann für eigene Entscheidungen, das intentional handeln kann. Das wird kategorisch behauptet, dementsprechend kommt für diese Philosophie absolutes Technikvertrauen nicht infrage. Das scheint heute aber nicht mehr die gesellschaftliche Praxis zu sein. Gerade Jugendliche entwickeln ein intimes Verhältnis zu ihren Geräten.

Der Soziologe Norbert Elias hat in seinem Buch Über den Prozess der Zivilisation von 1939 prognostiziert, dass wir durch die Zunahme des Welthandels lernen, ethisch zu handeln und Verabredungen einzuhalten, weil jeder davon profitiert. Dadurch können wir dem anderen mehr vertrauen. Er nennt das die Zunahme der Selbstkontrolle.

Ich glaube, er hat recht. Besonders wirkmächtig war lange der theologische Vertrauensbegriff, der das Gottvertrauen in den Mittelpunkt stellte. Es war ein großer Schritt, von dort zum zwischenmenschlichen Vertrauen zu gelangen, noch Luther verdammt das zwischenmenschliche Vertrauen eher. Der Handel – das sehen auch die Historiker so – war einer der ersten Orte, an dem zwischenmenschliches Vertrauen gedacht werden musste. Man musste dem Fremden vertrauen, dass er auf bestimmten Schiffen aus fernen Ländern für erbrachte Leistungen eine bestimmte Gegenleistung lieferte.

»Wir müssen eine Bereitschaft entwickeln, Fehler in bestimmtem Umfang zuzulassen.«



Ohne Vertrauen wäre der Handel nicht möglich. Man kann auch bei Adam Smith, dem Begründer der klassischen Nationalökonomie, nachlesen, dass eine „commercial society“ auf bestimmten reziproken Erwartungen beruht, die eingehalten werden müssen, damit es überhaupt friedlichen Handel gibt. In der Weiterführung hat dann noch eine Entwicklung stattgefunden, durch die der Vertrauensbegriff heute auch im Privaten, Persönlichen und im Freundschaftlichen stärker angesiedelt ist, weil man dort nicht mehr nur ums Überleben kämpft. Die Dimension dieses persönlichen Vertrauens entwickelte sich zusammen mit dem Marktvertrauen. Also beide Formen haben sich im 17. und 18. Jahrhundert herausgebildet und wurden auch als solche theoretisch formuliert. Der schottische Aufklärer David Hume hat ebenfalls erkannt, dass das Vertrauen auf Märkten immer wichtiger wurde, und dann folgte das Vertrauen im Privatbereich. Das wurde als Praxis erst möglich und damit auch begrifflich fassbar, als die Fokussierung auf das Gottvertrauen etwas relativiert wurde. Auch die berühmte Hirschman-These vermutet, dass der Handel einen zivilisierenden Effekt nach sich zog: Den Handelspartner betrachte ich nicht mehr als Feind, sondern ich will mit ihm kooperieren. Antike Vertrauensmodelle beziehen sich eher auf einige wenige Menschen, die ich in den engeren Kreis meiner Verbündeten aufnehme; die vertrauen mir dann, wenn ich z. B. der Machthaber bin. Und alle anderen sind Feinde. Genau das bricht die Marktgesellschaft auf, da werden aus den Feinden Kooperationspartner.

Die EU-Sanktionen, die gegenwärtig z. B. gegenüber Russland wegen der Besetzung der Krim gelten, reduzieren die Kontaktmöglichkeiten zwischen den beiden Ländern. Ist das nicht eher kontraproduktiv?

Ich kann diese Entscheidung nicht politisch kommentieren. Da wir aber schon bei Adam Smith waren: Sein berühmter Begriff der „unsichtbaren Hand“ taucht im Kontext des internationalen Handels auf. Smith war gegen Zollschränken, weil er der Meinung war, man solle private Unternehmer in ihren Investitionsentscheidungen nicht gängeln. Interessanterweise spielt hier ein Vertrauensargument eine gewichtige Rolle; für Smith war klar, dass man als Unternehmer schon selbst entscheiden kann, wem man vertraut und wem nicht, das muss nicht forciert werden durch hohe Zollgebühren auf ausländische Güter. Handelsschranken etablieren dann eine künstliche Misstrauensgrenze. Und das ist aus vertrauensphilosophischer Sicht ein gutes Argument gegen Handelsschranken, die für das Vertrauen eher kontraproduktiv sind, weil man sich sowieso solche Partner sucht, denen man vertrauen kann.

Wenn wir Fehler machen, gerade auch im öffentlichen Bereich, tendieren wir dazu, diese zu verschleiern. Brauchen wir eine offenere Fehlerkultur, weil wir alle aus Fehlern lernen könnten?

Eigentlich schon, allerdings muss jemand, der Fehler einräumt, auch auf eine Öffentlichkeit treffen, die die Fehler dann auch verzeiht. Wenn der Innenminister Mecklenburg-Vorpommerns zurücktritt, weil er als Jäger eine Waffe von einem Rechtsradikalen gekauft hat, was ihm aber zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt war, warum macht er sich dann schuldig, obwohl der Kauf selbst legal war? Er hat selbst betont, dass er sich nicht den Kauf zum Vorwurf macht, sondern seine Art der Kommunikation sei ein Fehler gewesen. Wir müssen auch eine Bereitschaft entwickeln, Fehler in bestimmtem Umfang zuzulassen. Das ist nicht sehr verbreitet. Wenn in der Wissenschaftsdiagnostik oder in der Prognose Fehler gemacht werden, ist die Reaktion der Politik oft ziemlich hart: Das darf nicht wieder passieren! Aber Wissenschaft lebt von Fehlern, Wissenschaft macht immer Fehler. Das Grundprinzip ist Trial and Error. Wir lernen vor allem aus Fehlern. Ich plädiere für eine lebendigere Fehlerkultur, mich beeindruckt immer Menschen, die ihre Fehler offen anerkennen.

Der Soziologe Niklas Luhmann meinte, Vertrauen sei notwendig, um die unvorstellbare Komplexität der Wirklichkeit zu reduzieren. Ist da etwas dran?

Intaktes Vertrauen kann das. Andererseits schafft Vertrauen auch eine eigene Komplexität. Da bin ich nicht seiner Meinung, weil er suggeriert, dass Vertrauen automatisch entsteht, wenn wir es aus funktionalen Gründen brauchen. Das ist der Kern seiner Systemtheorie. Er suggeriert, moderne Gesellschaften würden immer komplexer und bräuchten Mechanismen, um diese Komplexität zu reduzieren. Dann bildeten sich automatisch auch diese Mechanismen aus. Das teile ich nicht. Ich glaube vielmehr, dass wir die Mechanismen herstellen müssen. Und wir müssen die Bedingungen schaffen, damit sie funktionieren. Luhmann erkennt, wie viel Komplexität Vertrauen an sich mit sich bringt. Vertrauen schafft eine eigene Komplexität. Luhmann neigt manchmal dazu, das Vertrauen zu sehr auf der Seite der Reduzierung anzusetzen – und vergisst dabei deren eigene Komplexität.

Petra Sandhagen

Medien vertrauen. Aber welchen?

Wir kommen jederzeit an Informationen. Was ist wichtig, was ist wahr, besonders in unsicheren Informationslagen? Um das zu entscheiden, kommt es auf die Bewertung der einzelnen Nachrichten, aber auch auf das Vertrauen in die Medien an, die diese Nachrichten transportieren.

»Vertrauen aufzubauen, ist bereits im ersten Lebensjahr eine wesentliche Entwicklungsaufgabe.«

Informationen im Überfluss

Eine Nachbarin hat erzählt, dass die Katze ihres Bekannten Einrad fahren kann. Das glauben Sie nicht? Fragen Sie doch mal Ihre WhatsApp-Community oder schauen Sie bei Instagram, ob Sie ein Video finden. Das könnte am Computer frei gestaltet sein? Dann schauen Sie doch mal im Netz in Suchmaschinen. Können Katzen Einrad fahren? An Informationen zu gelangen, ist einfach. Die Herausforderung folgt dann. Die Nachrichten müssen bewertet und eingeordnet werden. Welche Informationsquelle verdient mein Vertrauen? Wie kann ich das einschätzen?

Zunächst geht es um den Zugang zu Informationen. Artikel 5 des Grundgesetzes sichert zu: „Jeder hat das Recht, [...] sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten.“ Das Recht nutzen zu können, scheint für uns einfach zu sein. Der Nachrichtenstrom scheint in Deutschland und vielen Ländern im Informationszeitalter ständig anzuschwellen. Hinzu kommt eine Vielfalt von Medien: Zeitungen, Videowände im öffentlichen Raum und das Internet mit Suchmaschinen und sozialen Netzen. Beste Voraussetzungen also, um sich zu informieren, sich daraus seine Meinung zu bilden und sich als mündiger Mensch in die Gesellschaft einzubringen. Das erfordert Bewertung und Einordnung. Diese Bewertung hängt wesentlich davon ab, wie sehr wir der Quelle der Information vertrauen. Bei vielen Nachrichten kennen wir die Quelle nicht, da wir nicht dabei waren. Damit ist entscheidend, wie sehr wir dem Medium vertrauen, das uns diese Information präsentiert.

Orientierung im Nachrichtenangebot

Vertrauen aufzubauen, ist bereits im ersten Lebensjahr eine wesentliche Entwicklungsaufgabe. Das im Umgang mit den Eltern erworbene Urvertrauen bildet eine Grundlage für die weitere Entwicklung (Flammer 2017; Erikson 1988). Dieses Vertrauen begleitet uns oft in vielen Lebenssituationen. In vieldeutigen Situationen, wenn wir Rat benötigen, fragen wir Eltern, Familie, Freunde. Grundschul Kinder nennen als Hauptinformationsquellen Familie (Mama, Papa, Geschwister), Lehrerinnen und Lehrer sowie Freunde. Fernsehen und Internet spielen eine untergeordnete Rolle (BDZV 2015; Sandhagen 2015). Je älter wir werden, desto vielfältiger werden die Quellen (und Medien), die wir nutzen: Bei jungen Erwachsenen wird das Internet mittlerweile zur Hauptinformationsquelle (Hölig/Hasebrink 2020). Dennoch behalten Gespräche mit Freunden und persönlich bekannten Menschen eine große Bedeutung, wie erste Ergebnisse einer aktuellen Studie zeigen (Sandhagen 2020). Familie und Freunden vertrauen wir. Sie sind eine wichtige Quelle für Informationen, auch für solche, die sie mit uns über soziale Medien teilen (uns mitteilen oder die von anderen „liken“).

Dabei wird der indirekte Kontakt immer wichtiger: 56 % der 18- bis 24-Jährigen geben an, dass sie soziale Medien als Nachrichtenquelle nutzen (Hölig/Hasebrink 2020). Zwar misstraut jede zweite Person dieser Gruppe den Nachrichten in sozialen Medien, aber das Misstrauen nimmt ab: Ein Jahr zuvor haben noch 60 % dieser Gruppe Nachrichten in sozialen Medien misstraut

»Etablierte Medien gewinnen in unsicheren Zeiten in allen Altersgruppen an Bedeutung.«

(ebd.). Den Nachrichten, die Menschen auswählen, vertrauen sie mehr als den Nachrichten allgemein, der *Tagesschau* z. B. mehr als Fernsehnachrichten allgemein (ebd.).

Demgegenüber orientieren sich über 55-Jährige stärker im (öffentlich-rechtlichen) Fernsehen (ebd.), vertrauen den explizit als Nachrichten präsentierten Informationen mehr. Diese Differenz könnte mehrere Gründe haben. Zunächst unterscheiden sich beide Informationsmedien systematisch. (Früher) etablierte Medien (Fernsehen, Tageszeitungen) werden von Personen (Journalisten, Redaktionsmitgliedern) systematisch zur Information produziert; sie benötigen oft Zeit für Recherche, aber bieten meist mehrere Sichtweisen und ihre Einordnung; sie sind oft kostenpflichtig – und sie arbeiten mit einer expliziten und systematischen Vorauswahl und Gewichtung. Soziale Medien produzieren demgegenüber selbst keinen Inhalt, sondern stellen eine Plattform für die Verbreitung von Inhalt zur Verfügung. Sie gewichten (fast) nicht und ordnen nicht ein. Jede und jeder kann (fast) ungefiltert publizieren (Schmidt 2018). Dadurch bieten soziale Medien sehr schnell neue Nachrichten und das (finanziell) kostenfrei. Nachrichten der eigenen Freunde, von Bloggern und etablierten Nachrichtenmarken (*Tagesschau*) stehen nebeneinander. Die Bewertung, Auswahl und Einordnung bleiben ausschließlich den Nutzenden überlassen. Die Generation derjenigen, die vorwiegend soziale Medien zu Beschaffung und Austausch von Informationen nutzen, ist die erste, die das tut (und kann); daher lässt sich aktuell nicht sicher beurteilen, ob es sich um einen Alterseffekt handelt oder um

einen Unterschied zwischen Generationen. Hinzu kommt: Die jüngsten Daten stammen aus dem Januar 2020 (Hölig/Hasebrink 2020), kurz bevor die Coronapandemie mit ihren Auswirkungen auch in Deutschland angekommen war.

Je größer die Verunsicherung, desto klassischer die Mediennutzung

Was passiert, wenn eine insgesamt unsichere Lage hinzukommt (wie bei einer Naturkatastrophe oder aktuell der Coronapandemie) und wenn es zugleich wichtiger wird, seriöse und belastbare Informationen zu erhalten? Das SARS-CoV-2-Virus stellt seit Monaten eine immer noch schwer einzuschätzende Gefahr dar. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse ändern sich in schneller Folge – und damit auch die politischen Regelungen. Niemand hat Erfahrungen mit dieser Konstellation oder weiß mit Sicherheit, was richtig, was falsch ist. Zugleich sind alle Menschen betroffen von Kontaktbeschränkungen, von Homeoffice, Homeschooling oder Hamsterkäufen. Die Coronapandemie ist damit für die Gesellschaft, für jede Einzelne und jeden Einzelnen eine besondere Herausforderung. Bei wechselnden und sich mitunter widersprechenden Informationen ist es besonders wichtig, welchen Medien wir vertrauen, um uns orientieren zu können.

Ältere Studien haben gezeigt, dass in solch unsicheren Situationen Menschen eher etablierten Medien (Tageszeitungen, *Tagesschau*) vertrauen (MPFS 2014; Albert/Hurrelmann/Quenzel 2019). Auch aktuell melden Nachrichtenportale gestiegene Zugriffszahlen (BDZV 2020). Der *Reuters Institute Digital News Report*

hat in einer ergänzenden Befragung im April 2020 Daten zur Nachrichtennutzung in der Coronapandemie erhoben. Das Ergebnis: In der Coronapandemie „informieren sich mehr erwachsene Internetnutzer in Deutschland über Nachrichtensendungen im linearen Fernsehen (72%) sowie über etablierte Nachrichtenanbieter im Internet (50%) und soziale Medien (39%)“ (Hölig/Hasebrink 2020, S. 9). Das Fernsehen verzeichnet in allen Altersgruppen einen Anstieg. Bereits vor der Coronapandemie vertrauten Menschen bei den Nachrichtenangeboten am meisten öffentlich-rechtlichen Anstalten sowie regionalen und lokalen Tageszeitungen. In der Coronapandemie belegen Nachrichtenorganisationen als Informationsquelle über das SARS-CoV-2-Virus in allen Altersgruppen den ersten Platz (Hölig/Hasebrink 2020).

Interessanterweise gewinnen etablierte Medien in unsicheren Zeiten in allen Altersgruppen an Bedeutung. Die häufigsten Begründungen dafür sind, dass diese Medienangebote den Nutzenden vertraut sind, sie sie seit ihrer Kindheit kennen und sie häufig ein quasi-offizielles Image haben. Das Vertrauen in Medien scheint also auch mit Vertrautheit zusammenzuhängen (Sandhagen 2020). Zu den etablierten Medien kommen als wichtige Informationsquelle vor allem für jüngere Menschen Familie und persönlich bekannte Menschen hinzu. 43% geben an, dass sie Gespräche mit Freunden mehr oder sogar viel mehr als Informationsquelle nutzen (ebd.; Hölig/Hasebrink 2020).

Bislang kaum erforscht ist, welche Bedeutung individuelle Faktoren für das Vertrauen in Medien haben. Welche Rolle spielt die Fähigkeit, sich in die Perspek-



»Jüngere und ältere Menschen nutzen systematisch verschiedene Medien und vertrauen ihnen unterschiedlich.«

tive anderer Menschen hineinversetzen zu können, für die Bereitschaft, auch anspruchsvolle Regeln verlässlich zu befolgen? Welchen Einfluss haben Lebenszufriedenheit oder Optimismus? Wer optimistisch in die Zukunft schaut, kommt möglicherweise besser mit der unsicheren Lage zurecht und vertraut den Informationen mehr – unabhängig vom Alter oder von der Art der Medienutzung. Erste eigene Studienergebnisse zeigen einen signifikanten Zusammenhang zwischen Optimismus und dem Vertrauen in die Informationen von Freunden, jedoch nicht zum Vertrauen in Medien. Hier bietet die aktuelle globale Krise eine besondere Chance, die Einflussfaktoren für das Vertrauen in Informationsquellen und Medien näher zu untersuchen.

Was können wir tun?

In einer Nach-Corona-Zeit mit verlässlichem Impfstoff und wirksamen Medikamenten wird es dennoch immer wieder unsichere Informationslagen geben. Ob eine Pandemie oder eine Wirtschaftskrise, Menschen werden immer wieder herausgefordert sein, zwischen unterschiedlichen Nachrichten abzuwägen, Quellen zu bewerten und Informationen einzuordnen. Dabei scheinen etablierte, oft öffentlich-rechtliche Medien sowie Freunde wichtige Aspekte zu sein.

Die Einordnung und Bewertung von Nachrichten lernen Kinder schon in der Familie. Vertrauten Medien schenken sie auch später Vertrauen. Projekte zur Medienkompetenz können Kinder und Jugendliche stärken, eigene Einschätzungen und Bewertungen zu üben.

Fazit

In unsicheren Situationen ist es besonders wichtig, die vielen und leicht zugänglichen Nachrichten zu bewerten und einzuordnen. Jüngere und ältere Menschen nutzen systematisch verschiedene Medien und vertrauen ihnen unterschiedlich. Einfluss auf das Vertrauen in Medien könnten auch individuelle Faktoren haben. Vor allem junge Menschen sollten gestärkt werden, Nachrichten einordnen zu können. Möglichkeiten dafür sind eine gute Bildung, kritisches Denken sowie die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzuversetzen (emotional und kognitiv). Einerseits können das die Familien unterstützen, andererseits können Projekte zur Medienkompetenz diese Fähigkeit stärken und fördern.

Literatur:

- Albert, M./Hurrelmann, K./Quenzel, G.:** 18. Shell Jugendstudie. Jugend 2019. Eine Generation meldet sich zu Wort. Weinheim 2019
- BDZV (Bundesverband Digitalpublisher und Zeitungsverleger e.V.):** Relevanz von Nachrichten für Kinder. Ad hoc-Studie von ikonkids&youth im Auftrag des BDZV. Berlin 2015. Abrufbar unter: <https://www.bdzv.de> (letzter Zugriff: 27.11.2020)
- BDZV (Bundesverband Digitalpublisher und Zeitungsverleger e.V.):** Digitale Reichweiten der Zeitungen steigen sprunghaft. Corona-Pandemie steigert das Bedürfnis nach vertrauenswürdigen Informationen. Berlin, 24.03.2020. Abrufbar unter: <https://www.bdzv.de> (letzter Zugriff: 28.11.2020)
- Erikson, E. H.:** Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1988
- Flammer, A.:** Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung. Bern 2017⁵
- Hölig, S./Hasebrink, U.:** Reuters Institute Digital News Report 2020. Ergebnisse für Deutschland. Hamburg 2020. Abrufbar unter: <https://www.hans-bredow-institut.de> (letzter Zugriff: 30.11.2020)
- MPFS (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest):** JIM-Studie 2014. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Stuttgart 2014. Abrufbar unter: <http://www.mpfs.de> (letzter Zugriff: 27.11.2020)
- Sandhagen, P.:** Nachrichten für Kinder: Was die Entwicklungspsychologie zur Praxis beitragen kann. In: In-Mind Magazine, 5/2015. Abrufbar unter: <https://de.in-mind.org> (letzter Zugriff: 27.11.2020)
- Sandhagen, P.:** Vertrauen in Medien in Zeiten der Corona-Pandemie. Aktuell laufende Online-Fragebogenstudie im Längsschnitt. Hildesheim 2020
- Schmidt, J.-H.:** Social Media. Wiesbaden 2018²



Dr. Petra Sandhagen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Psychologie der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte sind Entwicklungs- und Medienpsychologie.

Wahrheit aus zweiter Hand

Wie viel Vertrauen verdienen die Medien?

Das Angebot an Informationen über die Welt ist so reichhaltig wie nie zuvor, wir werden durch eine Vielzahl klassischer und digitaler Medienangebote mit einer überwältigenden Informationsfülle zu Politik, Katastrophen, Wirtschaftsproblemen oder Kriegen konfrontiert. Dabei werden komplexe Systeme und die selbst für Insider unüberschaubare Masse an vorhandenen Informationen so heruntergebrochen, dass sie in die meist kurzen Formate passen. Kann man dem Weltbild, das sich die Menschen aus den Medien konstruieren, vertrauen? *tv diskurs* sprach darüber mit dem Sozialpsychologen Dr. Kai Sassenberg, der seit 2007 als Leiter der Arbeitsgruppe „Soziale Prozesse“ am Leibniz-Institut für Wissensmedien (IWM) und als Professor an der Eberhard Karls Universität Tübingen arbeitet.

Welche Rolle spielt Vertrauen in unserem realen Leben und was hat sich durch das Internet, insbesondere durch die sozialen Medien, verändert?

Von prinzipiellen Veränderungen im Vertrauen kann man wohl nicht sprechen. Vertrauen ist traditionell und auch gegenüber sozialen Medien unter den Rahmenbedingungen des Internets dadurch getragen, dass wir eine positive Grundeinstellung des Gegenübers erwarten. Wichtig ist daneben die authentische Kommunikation, sie sollte in erkennbar guter Absicht erfolgen. Schließlich spielt die wahrgenommene Kompetenz des Gegenübers für Vertrauen eine zentrale Rolle; also die Frage, ob die kommunizierten Informationen als korrekt wahrgenommen werden. Das sind die drei zentralen Komponenten des Vertrauens – und die gelten von der privaten Alltagssituation

über die professionelle Kommunikation bis ins Internet. Was sich verändert hat: Über das Internet kann jeder kommunizieren, und verbreitete Informationen sind nicht von der Presse oder Medienunternehmen aufbereitet und durch Redaktionen geprüft. Natürlich spielt die Wahrnehmung der Person in diesen drei Dimensionen eine Rolle. Es geht um die Absichten und die Kompetenz, aber auch um die Sichtbarkeit der kommunizierenden Person, die im Internet oft nicht gegeben ist, denn man weiß oft nicht, ob es sich um eine reale Identität oder um eine Maschine, einen Bot handelt. Neben den Eigenschaften, die man Kommunikatoren zuschreibt, spielen natürlich auch die unterschiedlichen Rahmenbedingungen und Kontexte eine große Rolle.

Gibt es eine Hierarchie des Vertrauens? Vertrauen wir beispielsweise dem Vater, dem Lehrer oder der „FAZ“ mehr als der „Bild-Zeitung“, YouTube-Videos oder Posts in sozialen Netzwerken?

Das auf jeden Fall. Natürlich nutzen wir, wie in allen anderen Lebensbereichen auch, beim Vertrauen Informationen über Gruppenmitgliedschaften und Rollen, die Menschen einnehmen. Auch unsere Erfahrungen, wie sich Kommunikatoren in der Vergangenheit verhalten haben, beeinflussen unser Vertrauen. Der Mutter oder dem Vater, die beide im Normalfall unter Beweis gestellt haben, dass sie eine positive Absicht verfolgen, vertraut man eher, ebenso Ärzten, mit denen man gute Erfahrungen gemacht hat. Bei unbekanntem Immobilienmaklern oder Versicherungsvertretern vermutet man vielleicht kommerzielle Absichten und ist deshalb schon vorsichtiger. Es gibt da eine Hierarchie, je nachdem, welche Absichten man dem Gegenüber unterstellt: Sind es eher egoistische Absichten, vertraut man weniger, als wenn wir eine positive Absicht vermuten. Es gibt also Erfahrungen, von denen wir uns leiten lassen. Und es gibt Gruppenzugehörigkeiten, bei denen man per se eher davon ausgeht, dass eine positive Absicht vorhanden ist.

Oft nutzen wir Medien, um unsere Neugier zu bedienen. Warum sind die einen neugierig auf Politik, Zeitgeschehen oder Wissenschaft, während andere nur an Unterhaltung oder absurden Verschwörungserzählungen interessiert sind?

Neugier entsteht – sehr allgemein gesagt – aus Langeweile. Wenn ich von Informationen abgeschirmt bin, kann Neugier als ein generelles Bestreben nach Information oder nach einem Input entstehen, der dann wieder anregt und fordert. Die spezifischen Interessen hängen häufig auch damit zusammen, dass man über lange Zeit an einem Thema dranbleibt, an das man z. B. durch Begegnungen oder Medienberichte geraten ist. Wenn man einmal auf ein Thema zugegangen ist, entwickelt man die Lust, sich weiter darüber zu informieren. Das kann etwas mit Kompetenzerleben zu tun haben, man interessiert sich für Musik, weil man vielleicht ein Instrument spielen kann oder eine positive Erfahrung damit gemacht hat.

Wenn wir uns mit den Medien beschäftigen, dann haben wir es in der Regel mit Informationen und Erzählungen zu tun, deren Wahrheitsgehalte wir gar nicht einschätzen können. Das setzt großes Vertrauen voraus.

Ja, Vertrauen in Fakten wie in Personen setzt immer voraus, dass es irgendwo eine Stelle gibt, ab der man keine Kontrolle mehr hat. Bei Journalisten muss man darauf vertrauen, dass das, worüber sie berichten, auch faktisch stimmt. Ich kann es nicht überprüfen, ich muss vertrauen,

weil ich eben genau diese Sicherheit in die Faktenlage nicht herstellen kann. Das gilt für jeden anderen Bereich des Vertrauens auch. Und das ist eben im Nachrichten- und Medienbereich international genauso der Fall wie in der aktuellen Coronasituation, in der wir den Virologen vertrauen müssen, weil wir selbst im Normalfall nicht über das notwendige Fachwissen verfügen und nicht verstehen, wie sich Viren verhalten oder sich Epidemien entwickeln.

Nach Niklas Luhmann stammt alles, was wir über die Welt wissen, aus den Medien, obwohl uns bewusst ist, dass wir den Medien nicht trauen können: Unser Wissen entsteht aus zweiter Hand; wir müssen uns daraus ein Bild konstruieren, obwohl wir den Wahrheitsgehalt nicht überprüfen können.

Einiges weiß man schon aus eigener Erfahrung. In persönlichen Arbeitszusammenhängen weiß ich, ob ein Kunde etwas bei mir gekauft hat oder ob ich ein brauchbares Produkt hergestellt habe. Bezüglich der Politik und allen Themen, die sich meinem persönlichen Erfahrungsbereich entziehen, wird dagegen tatsächlich sehr viel medial transportiert. Wenn man sich fragt, was in einem politischen Zusammenhang die Wahrheit ist, erkennt man oft, dass es eher mehrere unterschiedlich konstruierte Realitäten als die eine tatsächliche Wahrheit gibt. Damit wird das Ganze noch einmal komplexer und schwieriger. Ich kann anhand einer Quelle nicht exakt wissen, in welche Richtung von faktischen Zuständen abgewichen wird; ich kann es aber erahnen – aufgrund meiner Erfahrung hinsichtlich der Nähe dieser Quelle zu einer politischen Position.

Die Menge an Informationen und deren fast kostenlose Präsentation durch die Medien sind durch die Digitalisierung enorm explodiert. Eigentlich müsste sich dadurch die Bildung erheblich vermehren und verbessern.

Es gibt gewisse Vorteile, wenn man aber das Gesamtbild betrachtet, muss man auch die Kosten für die Informationsbeschaffung und die Aufarbeitung betrachten: Der Brockhaus hatte bezahlte Autoren, Wikipedia hat unbezahlte Autoren, trotzdem steckt da jemand Arbeit rein – und das sind Kosten. Auch wenn Wikipedia Regeln aufgestellt hat, wie Aussagen überprüft werden, bedeutet dies nicht, dass die Unabhängigkeit jedes einzelnen Beitrags garantiert ist. Viele Studien belegen, dass auch Wikipedia-Artikel verfälscht sind, weil Menschen darin Inhalte unterbringen, die ihren eigenen Interessen entsprechen. Das Thema „Objektivität“ muss man dabei immer in Anführungsstriche setzen, sie ist bei den frei verfügbaren Inhalten schwer überprüfbar. Und natürlich hinterlassen wir, wenn wir viele Angebote im Internet nutzen, unsere Daten. Damit wird Geld verdient – und dadurch entstehen natürlich für uns auch Kosten. Gleichzeitig: Die Schwelle

des Zugangs zu Information ist geringer, auf jeden Fall. Und wenn man die Kompetenz besitzt, sich diese Quellen zu erschließen, dann wird das den Menschen erst einmal einen Vorteil bringen, wenn die Medien richtig genutzt werden. Trotzdem gibt es die zuvor angesprochenen Kosten. Das Gesamtbild ist also nicht eindeutig positiv.

Gibt es da eine Neuauflage der Theorie des Knowledge Gaps, die besagt, dass die Klugen das Netz zu Wissenserweiterung nutzen und immer klüger werden, während die anderen, die nur Unterhaltung suchen, an Bildung verlieren?

Ja, um vom Netz zu profitieren, braucht es in jedem Fall einen Zugang zum Internet, die Motivation und gewisse Kompetenzen. Nur wer diese Hürden überwindet, wird sich im Internet bilden können und auch davon profitieren. Wenn das die Menschen sind, die ohnehin schon klüger sind, wird der Wissensabstand vermutlich noch größer. Darüber, wie groß die Vorteile durch digitale Technologien für besser Ausgebildete letztlich sind, gibt es unterschiedliche Prognosen. Die einen sagen: Die Technologie und im nächsten Schritt die künstliche Intelligenz führen dazu, dass immer weniger Arbeitsplätze für Personen mit geringem Bildungsniveau zur Verfügung stehen. Andere sagen: Es entstehen im Rahmen der Digitalisierung auch neue Arbeitsplätze für Personen mit niedrigerer Qualifikation. Auch wenn die erste Vorhersage plausibler erscheint, sind solche Prognosen immer unsicher.

Auch im Netz machen wir die Erfahrung, dass man manchen Quellen nicht trauen kann. Lernen wir nicht bald, dass man vielleicht den klassischen Medien eher glauben kann als z. B. einem Post bei Facebook?

Zwei Dinge machen mich da etwas weniger optimistisch bezüglich solcher Lerneffekte. Zum einen gibt es bestimmte Aussagen, die wir einfach gerne hören, Meinungen, die der unsrigen eher entsprechen und unsere Sicht auf die Welt bestätigen. Insofern wird die konservative Gruppe, wenn denn diese Kategorien heute noch so gelten, eher der konservativen Tageszeitung vertrauen und die progressivere eher einer ihrer politischen Position entsprechenden. Ein Lerneffekt wird sich sicher nach besonders negativen Erfahrungen einstellen, aber wir sind eben auch geneigt, uns – bewusst oder unbewusst – unsere Filterblase zu basteln, die unsere Einstellungen bestätigt. Wir verfügen über ein gewisses Konsistenzstreben, sodass wir gerne am Gewohnten festhalten. Außerdem weiß man aus neuerer Forschung zu Fake News, dass es sehr schwierig ist, die ersten Spuren einer Falschmeldung wieder aus dem Gedächtnis herauszubekommen, es sei denn, wir haben vorher die Warnung erhalten: Das könnte jetzt eine Falschmeldung sein. Die erste wahrgenommene Position bestimmt unsere Haltung zu einem Thema.

Meine persönliche Haltung entwickelt sich auf der Grundlage von ersten Informationen zu einem Thema, die möglicherweise falsch sind?

Das trägt dazu bei. Wenn die erste Meinung, die ich zu einem bestimmten Themenbereich gehört habe, aus einer konservativen oder aus einer sehr progressiven Perspektive kam, dann ist zunächst entscheidend, ob ich der Quelle vertraue oder nicht. Wenn eine Information einmal als faktisch akzeptiert worden ist, dann ist es – nach allem, was wir aus der Forschung wissen – sehr schwierig, diese Position wieder zu verändern. Hilfreich sind die Warnmeldungen bei sozialen Netzwerken zu dem vermeintlichen Wahrheitsgehalt mancher Posts, wie sie in letzter Zeit von den Betreibern geschaltet werden. Diese reduzieren das Vertrauen in die Nachricht und führen dazu, dass sie nicht als faktisch aufgenommen wird. Wenn wir Menschen davon abhalten können, eine präsentierte Information tatsächlich ernst zu nehmen, dann durch eine Vorwarnung, wie es beispielsweise bei Twitter gemacht wird.



Kann man mit Aufklärung oder Faktencheck etwas gegen Verschwörungstheorien erreichen?

Hier sollte man unterscheiden zwischen den Menschen, die diese Theorien in die Welt setzen, und jenen, die beginnen, an solch vermeintliche Theorien zu glauben. Bei denen, die solche Geschichten propagieren, habe ich große Zweifel, dass man durch die Konfrontation mit Fakten viel erreicht, weil solche Gedankengebäude lange aufgebaut wurden und deshalb nicht einfach aufzulösen sind. Aber bei denjenigen, die das erste Mal mit einer solchen Darstellung konfrontiert wurden und dann Überlegungen anstellen, ob an Verschwörungsgedanken etwas Wahres dran sein könnte, kann die Argumentation mit Fakten hilfreich sein. Die Konfrontation mit Verschwörungstheorien lässt viele Menschen zumindest ein wenig an Mainstream-erklärungen zweifeln – nach dem Motto, es könnte ja schon etwas dran sein. Je nachdem, wie tief man sich damit auseinandergesetzt hat, und je klarer nachgewiesen wird, dass in diesen Gedankengebäuden Darstellungen faktisch falsch sind, kann man den Glauben daran oft noch aufhalten. Man muss also Menschen, die Verschwörungserzählungen in die Welt setzen, von jenen unterscheiden, die in der Coronasituation einfach nur wollen, dass die Beschränkungen aufhören – und deshalb lieber glauben, dass es das Virus gar nicht gibt. Verschwörungserzählungen liefern einfache Antworten. Wenn man genau darüber nachdenkt, dann mag man sagen: Wie kann jemand an so etwas glauben! Aber diese Narrative erfüllen den Wunsch, ein gutes Gefühl zu haben und endlich eine Antwort zu bekommen. Wenn eine Verschwörungserzählung einer Person oder weniger Personen klar die Schuld an einem Problem zuweist, bedeutet das auch, dass nur diese Person bzw. nur diese Personen kontrolliert werden müssen, um das Problem zu lösen. Es wäre nicht unattraktiv, wenn die Situation so wäre – und deshalb wird es geglaubt. Zentrale Ursache des Verschwörungsglaubens ist eine Verunsicherung über das Coronavirus, weil die Ursachen und die beste Reaktion nicht eindeutig zu identifizieren sind.

Der Wahrheitsgehalt ist weniger entscheidend als die Hilfe für die Lebensbewältigung.

Ja, absolut, so funktioniert das. Das gilt aber auch für andere Wege aus der Bewältigung. Auch die Psychotherapie sollte dazu führen, dass man sich besser fühlt, auch der Glaube an eine etablierte Religion kann das leisten. Problematisch sind die Nebeneffekte des Verschwörungsglaubens, die gesellschaftlich weniger akzeptabel und ethisch fragwürdig sind. Unsere Emotionen sind stark und handlungsleitend, und wenn es jemand schafft, sie anzusprechen, dann gibt es auch eine gute Chance, dass diese Person Einfluss auf uns ausüben kann. So können Personen, die Verschwörungstheorien propagieren, Widerstand gegen staatliche Autoritäten initiieren.

Für mich haben Nachrichten der klassischen Medien einen hohen Glaubwürdigkeitsgehalt. Andere sagen: Das ist die Lügenpresse. Damit behaupten sie indirekt, die Wahrheit zu kennen. Was kann man dem entgegenen?

Man muss sich fragen, was man mit dem Entgegenen erreichen möchte. Wenn man der gesellschaftlichen Polarisierung entgegenwirken will, dann sollte man Gemeinsamkeiten betonen und nicht Menschen, die extreme Positionen vertreten, ausgrenzen. Insofern sollte man niemanden als „Spinner“ oder als „Verrückte“ bezeichnen. Dann fehlt die Basis für eine Verständigung. Man sollte sachlich mit diesen Gruppen umgehen und vielleicht auch darüber nachdenken, welche Gedanken sie haben und wie sie zustande kommen. An diese Gedanken muss man dann in der Diskussion anknüpfen, Inkonsistenzen aufzeigen und Fakten entgegenhalten. Gleichzeitig wissen wir aus unseren eigenen Studien, dass allein die Konfrontation mit Verschwörungstheorien dazu führt, dass im Kontext von Corona die Menschen eine geringere Bereitschaft hatten, den staatlichen Maßnahmen zu vertrauen und sie zu befolgen. Da muss man sich fragen – was natürlich nur theoretisch geht –, ob es richtig ist, in den Medien überhaupt über diese Phänomene zu berichten. Durch die Berichterstattung werden Verschwörungsideen Teil des Mainstreamdiskurses. Das ist ein Problem, das sich aber in pluralistischen Gesellschaften natürlich nicht umgehen lässt. Man kommt also in einem sachlichen Diskurs um eine Auseinandersetzung mit verschwörerischem Gedankengut nicht herum, will man nicht Personen, die an so etwas glauben, ausschließen. Diese Auseinandersetzung können wir nicht Politikerinnen und Politikern überlassen, denn diese werden von Personen, die an Verschwörungserzählungen glauben, ja gerade als nicht vertrauenswürdig angesehen. Deshalb werden sie Probleme haben, Einfluss auszuüben. Stattdessen ist jeder Einzelne gefordert, gegenüber Freunden oder Verwandten, die solches Gedankengut verbreiten, zu sagen: „Ich finde das schwierig, was du da vertrittst.“ Man sollte aber natürlich nicht sagen: „Du bist verrückt!“

Der US-Soziologe David P. Phillips hat 1974 in seiner Suggestionstheorie nachgewiesen, dass z. B. Medienberichte über Selbstmorde von Prominenten zu einem signifikanten Anstieg der Selbstmorde führen. Er nannte das damals den „Werther-Effekt“. Auf dieser Grundidee gibt es eine Vereinbarung zwischen den Verkehrsbetrieben und der Presse, dass man über Selbstmorde beispielsweise in U-Bahnhöfen nicht berichtet, was tatsächlich zu einem Rückgang der Selbstmordrate geführt hat.

Ja, absolut. Natürlich macht die Berichterstattung über Demonstrationen von Verschwörungstheoretikern dem Einzelnen erst bewusst, dass es viele Menschen gibt, die ähnlich denken wie er. Am Beispiel der Selbstmordfälle ist der Effekt der Medienberichterstattung gut dokumentiert. Solche Effekte wird es in anderen Bereichen auch geben. Die zugespitzte Berichterstattung im Internet trägt auf jeden Fall dazu bei, dass sich Menschen mit Positionen, die moralisch-ethisch fragwürdig sind und sich im Kern gegen konsensfähige gesellschaftliche Einstellungen richten, darin bestätigt fühlen.

Trotz nachweisbarer Lügen wurde Donald Trump von mehr als 70 Mio. US-Bürgern gewählt. Wie kann unter solchen Bedingungen bei so vielen Menschen noch Vertrauen vorhanden sein?

Da geht es vermutlich nicht um Vertrauen, ich glaube, es ist die Hoffnung. Es gibt in den USA ein Benachteiligungsgefühl bei ehemaligen Stahl- und Industriearbeitern, aber auch im Mittelstand. Diese Gruppen hoffen, dass Trump etwas anders macht, weil er sich von der politischen Elite abgrenzt. Es war weniger entscheidend, ob er *das Richtige* getan hat; wichtiger war, dass er versprochen hat, *etwas anderes* zu tun – und dies auch umgesetzt hat. Da wird ein Staatspräsident nicht anhand seiner Tauglichkeit und seines seriösen Verhaltens bewertet, sondern in Bezug auf die Hoffnung, dass er die eigene Situation vielleicht verbessern kann.

Die heutigen Jugendlichen werden als Digital Natives bezeichnet. Sind die Digital Natives weniger gefährdet als die Eltern, an Fake News zu glauben?

Natürlich sind die Digital Natives ihren Eltern überlegen, wenn es um bestimmte Funktionen ihrer Geräte geht. Auch die Schwelle, neue Geräte in die Hand zu nehmen und etwas damit zu machen, ist viel geringer. Die jüngere Generation hatte aber immer schon weniger Angst und weniger Berührungsängste vor neuer Technik. Ob das auch zu einem kritischen Nachrichtenkonsum führt, bezweifle ich. Unter 35-Jährige nutzen als Hauptnachrichtenquelle meist Social Media, wogegen die Gruppe der über 50-Jährigen dann doch eher den Hauptnachrichten-

sendungen in ARD, ZDF oder RTL vertraut. Selbst wenn auf Facebook oder Instagram Ausschnitte aus Nachrichten dieser Sender auftauchen, sind sie häufig so kontextfrei, dass eine angemessene Interpretation nicht mehr möglich ist. Ob ein komplexeres Bild entstehen kann, hängt nicht so sehr davon ab, ob man Facebook, YouTube und Twitter und in der nächsten Generation dann TikTok bedienen und konsumieren kann, sondern davon, wie intensiv man sich mit den Inhalten auseinandersetzt und ob komplexe Rahmenbedingungen mit berücksichtigt werden.

Was können wir unternehmen, um einen reflektierten Umgang mit Medien zu unterstützen? Die Schulen könnten die Medienkompetenz fördern, andere wollen unseriösen Inhalten einen glaubwürdigen Faktencheck entgegenstellen.

Zumindest weiß man danach mehr und hat eine höhere Wahrscheinlichkeit, „wahr“ von „falsch“ oder „wahrscheinlich wahr“ von „unwahrscheinlich“ zu unterscheiden. Aber das Wissen hilft nur begrenzt. Wenn ich im Radio, in einer Zeitung oder bei Facebook eine Schlagzeile lese, führt das nicht automatisch zu einer differenzierten Auseinandersetzung – sie bleibt aber trotzdem hängen. Ich kann mich nicht immer differenziert damit auseinandersetzen. Wir müssen uns bewusst sein, dass nicht jeder Medienkonsum bewusst geschieht, dass wir meist keine Zeit oder keine Motivation haben, alles in der Tiefe zu durchdringen. Reflektierten Umgang mit Medien kann man vermutlich am besten durch die Erfahrung unterstützen, dass mediale Berichterstattung auch falsch, unvollständig oder einseitig sein kann.

»Reflektierten Umgang mit Medien kann man vermutlich am besten durch die Erfahrung unterstützen, dass mediale Berichterstattung auch falsch, unvollständig oder einseitig sein kann.«



FINANCIAL

Dash to raise cash drives r
\$12.2bn for hand for global

The New York Times

ESSENTIAL WORKERS
BIG ROLE FOR SMALL FRUIT
FLIES AND THEIR KEEPERS
PAGE 21 / SCIENCE

Too poor,
but too rich
to receive

Türkiye 50

UMUT YILI

CHP'nin Erdoğan'dan çarpıcı iddiası:
Türkiye'de yolsuzluk
kolaylaştırıldı, son
20 yılda 1 trilyon S'lık
rüşvet pazarı oluştu

BANKA HESAP BİLDİRİMİNDE SON İKİ GÜN
Gurbetçilerin gözü kulağı ERTELEME HABERİNDE

Yolsuzlukla mücadele edilecekse
Nokta!
Yolsuzlukla mücadele edilecekse
Yolsuzlukla mücadele edilecekse
Yolsuzlukla mücadele edilecekse

T.C. SÖZCÜ

30 ARALIK 2020 ÇARŞAMBA
#SOZCU SUSARBA TÜRKİYE SUSAR

Le Monde

Covid-19: les régions qui inquiètent l'exécutif
L'ENQUÊTE S'INTERDIT DES SOLUTIONS CONTRE LA FAIM

BREXIT
HISTOIRE
D'UNE
SÉPARATION

Entreprise
Les nouveaux
diverges créés
par le télétravail

la Repubblica

Sette dello Sport

Tanjev Schultz

Für eine liberale, de facto multikulturelle Gesellschaft ist ein Grundvertrauen der Bürgerinnen und Bürger in die Medien und die staatlichen Institutionen wichtig. Doch dieses Vertrauen wird in Deutschland immer wieder erschüttert. Menschen mit Migrationsgeschichte sehen es durch rassistische Angriffe, aber auch durch eine fehlende Vielfalt in den Medien infrage gestellt.

Fremdeln mit Staat und Medien?

Menschen mit Migrationsgeschichte haben gute Gründe, misstrauisch zu sein

Wer krakeelt, wird beachtet – darum bekommen „Lügenpresse“-Rufer und die AfD mit ihrem Protest gegen „Systemmedien“ und „Altparteien“ so viel Aufmerksamkeit. Was aber ist mit denen, die sich in ihrem Frust zurückziehen? Was ist mit denen, die keine laute Stimme haben, keine Lobby oder schlicht keinen Drang, aufzufallen und das Wort zu ergreifen? Was ist mit denen, die sich still abwenden und lieber unter sich bleiben, im eigenen sozialen Netz?

Solche Fragen drängen sich auf, sobald die Entwicklung der Bundesrepublik als Einwanderungsland aus der Perspektive von Menschen und Familien mit einer Migrationsgeschichte betrachtet wird. Viele von ihnen haben einen besonderen Blick auf die deutschen Medien und die deutschen Institutionen. Obwohl sie völlig andere Erfahrungen und Einstellungen haben als die migrationsallergischen „Lügenpresse“-Krakeeler: Gefühle der politischen und medialen Entfremdung kennen auch sie.

Schärferer Sinn für Diskriminierung

In der ersten Generation der sogenannten „Gastarbeiter“ herrschte und herrscht oft ein großes Grundvertrauen in den deutschen Staat. Von den Medien der Bundesrepublik wird diese Gruppe aber nur bedingt erreicht, viele orientieren sich an den Zeitungen und Sendern ihrer Herkunftsländer. Das änderte sich bereits in der zweiten und erst recht in der dritten Generation. Bei ihnen spielen (auch) deutsche Medien eine große Rolle, zu-

gleich ist der Sinn für Diskriminierung schärfer geworden. So hat es der Autor bereits vor 20 Jahren erlebt, als er für eine Studie über die Identitäten von Familien mit türkischen Wurzeln Interviews sowohl mit Älteren als auch mit Jüngeren führte (vgl. Schultz/Sackmann 2001; Sackmann u. a. 2005). Schon damals fiel auf, dass Jüngere weniger Vertrauen in den Staat hatten. In Diskriminierung und „Ausländerfeindlichkeit“ sahen die Kinder ein größeres Problem als ihre Eltern.

So verwundert es wenig, wie hellhörig viele Jugendliche und junge Erwachsene, deren Eltern nicht aus Deutschland kommen, auf den Rassismus-Diskurs in den USA reagieren. Mit der „Black Lives Matter“-Bewegung können sich hierzulande viele identifizieren. In den deutschen Medien sehen sie sich nicht ausreichend repräsentiert. Von Teilen der Politik und der Sicherheitsbehörden fühlen sie sich abgestempelt oder sogar kriminalisiert.

Es fällt schwer zu sagen, wie groß das Ausmaß der empfundenen Distanz zum Staat, seiner Verfassung und seinen Institutionen insgesamt ist. Aus der Tatsache, dass in den vergangenen Monaten Jugendliche u. a. in Stuttgart und Frankfurt randalierten, lässt sich nicht auf ganze Generationskohorten schließen. Umfragen zeigen, dass Zuwanderer alles in allem große Stücke auf die deutsche Demokratie halten. Allerdings sind es keineswegs nur eigene Erfahrungen und anekdotische Evidenzen, die darauf hindeuten, dass es zumindest in Teilen sogenannter „Migrantengruppen“ gärt. So haben Befragungen von Schülerinnen und Schülern schon vor gut zehn Jahren ergeben, dass Jugendliche mit Migrationsgeschichte im Durchschnitt weniger Vertrauen in die deutsche Polizei haben als ihre Mitschüler ohne familiäre Migrationsgeschichte. Besonders ausgeprägt war die Kluft bei jungen Leuten, deren Eltern aus dem Gebiet der früheren Sowjetunion, aus Südeuropa oder einem afrikanischen Land gekommen waren. Bei Jugendlichen aus türkischen Familien war das Vertrauen noch vergleichsweise hoch.

NSU und rechter Terror

Das könnte sich weiter zum Schlechten verändert haben. „Unser Vertrauen in die staatlichen Institutionen ist zutiefst erschüttert“, sagte der Bundesvorsitzende der Türkischen Gemeinde in Deutschland, Gökay Sofuoğlu, im Zusammenhang mit dem NSU-Prozess. Das Verfahren und die mediale Berichterstattung über den Terror des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU) legten offen, wie türkische Familien jahrzehntelang zu Unrecht von den Behörden und der Öffentlichkeit verdächtigt wurden – während in Wahrheit Neonazis sie tyrannisierten und ihre Angehörigen ermordeten (vgl. Schultz 2018). Kein Wunder, dass sich Türken, Juden und andere in Deutschland fragen, ob der Staat genug dafür tun kann und tun will, sie zu schützen.

Auch im Ausland machte der NSU-Fall Schlagzeilen, vor allem in den türkischen Medien, die in Deutschland viel gelesen und geschaut werden. Angesichts der zahlreichen Ungereimtheiten und Ungewissheiten im komplexen NSU-Fall ist der Schritt von einer kritischen Berichterstattung zu Spekulationen und Verschwörungserzählungen über einen „tiefen Staat“ oft sehr klein. Auch das trägt nicht gerade zu einer Stabilisierung des Vertrauens bei.

Laut einer Studie der Hacettepe-Universität Ankara aus dem Jahr 2012 verfolgten 87 % der türkischen Migranten in Deutschland die Ereignisse rund um die Enttarnung der NSU-Terroristen sehr genau und nutzten dafür überwiegend türkische Medien. Viele hätten das Vertrauen in den deutschen Staat verloren, lediglich ein Drittel erkenne in der Entschuldigung durch Politiker eine glaubwürdige Reue und Trauer. Mehr als zwei Drittel der rund 1.000 Befragten würden weitere rassistische Anschläge befürchten, 40 % hätten konkret Angst davor, dass sie selbst oder Freunde und Bekannte Opfer rechtsextremer Gewalttaten werden könnten.

Diese Sorge war leider nicht unbegründet. In den vergangenen Jahren nahmen rechtsextreme Straftaten zu, mit einem vorläufigen Höhepunkt 2015/

2016, als reihenweise Asylunterkünfte und Geflüchtete angegriffen wurden. Aufmärsche, Anschläge und Ausschreitungen gewaltbereiter Rechter treffen Menschen mit Migrationsgeschichte stärker als andere. Freital, Halle, Hanau – immer wieder entlädt sich der Rassismus in Gewalt und Terror. Die Angriffe und Morde signalisieren den Menschen, dass sie, entgegen der viel beschworenen „Willkommenskultur“, hierzulande keineswegs von allen gern gesehen sind – und dass sie auch nicht unbedingt sicher hier leben können.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen ist es fast schon erstaunlich, wie loyal sich viele Betroffene weiterhin zur Bundesrepublik äußern und verhalten. Offenbar differenzieren sie trotz allem, wer wofür verantwortlich gemacht werden kann. Und vielen ist wohl bewusst, dass die Verhältnisse in anderen Staaten – nicht zuletzt im jeweiligen Herkunftsland – oft auch nicht gerade vorbildlich sind.

Gefahren einer Vertrauenskrise

Die Bundesrepublik sollte sich des Rückhalts der Menschen allerdings nicht zu sicher sein. Eine liberale, de facto multikulturelle Gesellschaft muss sich auf ein Grundmaß an Vertrauen stützen, das den zentralen Institutionen wie ein Vorschuss gewährt wird. Es braucht zwar wache und wachsame, also kritische Bürgerinnen und Bürger, die sich nicht alles gefallen lassen – naives, blindes Vertrauen kann für eine Demokratie daher keine Tugend sein. Aber ohne ein gewisses Grundvertrauen geht es eben auch nicht. In einer differenzierten Gesellschaft müssen alle damit leben, dass sie Macht abgeben und nicht alles selbst kontrollieren oder überhaupt verstehen und nachvollziehen können. Die Menschen müssen darauf vertrauen, dass die Dinge (ohne ihr Zutun) halbwegs laufen und es funktionierende Regeln und Routinen gibt, die für Ordnung und Gerechtigkeit sorgen.

Kommt es zu Enttäuschungen, ist die Frage, wie die Auslöser eingeordnet und bewertet werden: als Fehler, als ein Versehen oder eine Böswilligkeit? Wird da-

hinter Zufall vermutet, Schlamperei oder Perfidie? Wie typisch ist der Vorfall, handelt es sich um eine Ausnahme, ein Symptom, einen typischen Fall? Betreffen das Versagen und die Enttäuschung nur einen bestimmten gesellschaftlichen Bereich oder ist es ein flächendeckendes Phänomen und damit Beleg für ein grundfalsches System?

Die Konjunktur des Verschwörungsglaubens und die Fundamentalopposition gegen etablierte Parteien und „Systemmedien“, wie sie derzeit Rechtspopulisten und Rechtsextremisten anheizen, zeigen die Gefahren einer Vertrauenskrise: Sie kann zu einer Radikalisierung führen, die am Ende in Terrorismus mündet.

Ohne „Systemvertrauen“, wie der Soziologe Niklas Luhmann (2014) es nannte, ist eine moderne Gesellschaft kaum denkbar. Wer dem System grundsätzlich nicht traut und es sogar überwinden will, entwickelt sich zum Systemfeind und bläst öffentlich zur Revolution oder gründet konspirative, militante Zellen. Der Terror kann eine bedrohliche Dynamik in Gang bringen. Indem er Angst und Schrecken verbreitet, untergräbt er – wie skizziert – seinerseits das Vertrauen in die öffentliche Ordnung und den ohnmächtig wirkenden Staat.

Radikalisierungsprozesse und die mit ihnen einhergehende Dynamik sind nicht die einzige mögliche Konsequenz einer Vertrauenskrise. Der Verlust von Vertrauen – darauf hat der Philosoph Martin Hartmann (2011) hingewiesen – kann auch in Gleichgültigkeit übergehen. Eine Vertrauenskrise kann in Resignation münden und einen Rückzug aus der (Mehrheits-) Gesellschaft auslösen.

Vielfalt in den Medien

Wie gut erreichen die deutschen Medien und Parteien die Menschen? Erreichen sie auch die Jüngeren – und solche, deren Familien in Deutschland eingewandert sind? Das Wort „erreichen“ ist hier in seiner doppelten Bedeutung zu verstehen: erstens im schlichten Sinne der Reichweite und Rezeption. Schauen die Zielgruppen beispielsweise die *Tageschau*? Zweitens ist das Wort im Sinne

von Bindung und Verständnis gemeint – und von Vertrauen. Findet die Zielgruppe die *Tageschau* gut, kann sie damit etwas anfangen? Hält sie die Sendung und ihre Nachrichten für vertrauenswürdig?

In großen Studien zum Medienvertrauen – wie in der Mainzer Langzeitstudie (siehe das Interview mit Dr. Nikolaus Jakob, S. 40 ff. in dieser Ausgabe), an welcher der Autor beteiligt ist – werden „Migranten“ nicht eigens erfasst. Aus anderen Untersuchungen ist aber bekannt, dass viele Einwanderer auf einen Medien-Mix setzen und je nach Sprachkompetenzen mal mehr, mal weniger deutschsprachige Angebote wahrnehmen. Vor allem für jüngere und in Deutschland geborene Personen sind deutschsprachige Medien ein selbstverständlicher Teil ihres Alltags. Das bedeutet jedoch umgekehrt noch lange nicht, dass sie mit ihren Themen und ihrem Leben auch ein selbstverständlicher Teil der Berichterstattung und der Medienrealität sind.

Bilden die Zeitungen, Magazine und Rundfunkprogramme die Vielfalt in der Gesellschaft ab? Zahlreiche Studien sind in den vergangenen Jahrzehnten zu dem Ergebnis gekommen, dass die Medien Stereotype und Klischees transportieren. Kommen Menschen mit anderer Herkunft oder Hautfarbe vor, geht es oft gleich wieder explizit um Themen wie Migration, Islam oder Rassismus. Es fehlt eine Repräsentation, die in der Lage ist, hybride Identitäten und die Individualität jeder Person angemessen anzuerkennen und abzubilden. Das würde u. a. bedeuten, Menschen mit Migrationsgeschichte (was ja auch schon eine etwas hilflose Kategorisierung ist) nicht immer nur als Exemplar einer Gruppe zu sehen (und dabei zu exotisieren).

Starke Vorbilder

Wer Identifikation oder wenigstens ein Mindestmaß an Vertrauen aufbauen möchte, muss deshalb in den Medienhäusern darauf achten, dass sich die Vielfalt der Gesellschaft thematisch und personell auf ungezwungene Weise in den Redaktionen und ihren Produkten

wiederfinden kann. In diese Richtung weist auch eine aktuelle Studie der WDR-Medienforschung. Ein zentraler Wunsch der befragten jungen Migranten seien „starke Vorbilder mit Zuwanderungsgeschichte“.

Selbst dort, wo die Sehnsucht nach solchen Vorbildern gestillt werden kann, lauert in einer Gesellschaft, in der Chancen ungleich verteilt sind, jederzeit die Erinnerung an erlittene Demütigungen. Für viele Menschen, deren Eltern als „Gastarbeiter“ nach Deutschland kamen, war es beispielsweise eine Genugtuung, als die Öffentlichkeit den Durchbruch bei der Entwicklung eines Coronaimpfostoffs bejubelte – und damit die Karriere von Uğur Şahin, der die Mainzer Firma Biontech führt. Es wurde von vielen allerdings auch genau registriert, was Şahin, das „Gastarbeiter-Kind“, über seinen deutschen Bildungsweg sagte: Sein Lehrer habe damals gewollt, dass er auf die Hauptschule komme. Erst durch das Einschreiten eines deutschen Nachbarn habe er es doch aufs Gymnasium geschafft.

Dieser Nachbar hat offenbar an den Jungen geglaubt. Es kann wunderbar sein und manchmal Großes bewirken, anderen Vertrauen zu schenken.

Literatur:

- Hartmann, M.:** *Die Praxis des Vertrauens*. Berlin 2011
Luhmann, N.: *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Konstanz 2014
Sackmann, R./Schultz, T./Prümm, K./Peters, B.: *Kollektive Identitäten. Selbstverortungen türkischer MigrantInnen und ihrer Kinder*. Frankfurt am Main 2005
Schultz, T.: *NSU – Der Terror von rechts und das Versagen des Staates*. München 2018
Schultz, T./Sackmann, R.: „Wir Türken...“ Zur kollektiven Identität türkischer Migranten in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 43/2001, S. 40–46



Dr. Tanjev Schultz ist Professor für Journalismus an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Zuvor war er Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Für seine Arbeiten erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, u. a. den Nannen Preis für die Berichterstattung über den NSU-Prozess.





Im Rahmen der Mainzer Langzeitstudie *Medienvertrauen* wird jedes Jahr die Entwicklung des Vertrauens in Medien im Rahmen einer repräsentativen Zahl von Telefoninterviews erhoben. Eine erste Erhebung fand bereits 2008 statt, seit 2015 wird jedes Jahr eine Welle durchgeführt. *tv diskurs* sprach mit [Dr. Nikolaus Jakob](#) darüber, ob es eine Krise des Vertrauens in Medien gibt.

Ohne Grund- vertrauen gibt es keinen Diskurs mehr

Christina Heinen im Gespräch mit Nikolaus Jackob

Ist das Vertrauen in Medien tatsächlich so dramatisch gesunken, wie man vor fünf Jahren angesichts der Pegida-Bewegung und ihrer „Lügenpresse“-Anschuldigungen angenommen hat?

Das kommt auf den Blickwinkel an. Im europäischen Vergleich und vor allem im Vergleich mit den USA gibt es in Deutschland nach wie vor ein sehr hohes Vertrauen in die Mainstreammedien, insbesondere in die beiden großen Säulen des traditionellen Mediensystems, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und die Tageszeitungen. Zwei Drittel bis drei Viertel der Befragten sagen: „Ich vertraue den Medien voll und ganz“ oder: „Ich vertraue etwas“. Das sieht in den USA und in Großbritannien ganz anders aus.

Schaut man sich die Entwicklung seit 2015 an, als die Rede von einer Vertrauenskrise überall präsent war, gibt es keinen allgemeinen Einbruch des Vertrauens. Insbesondere der öffentlich-rechtliche Rundfunk und die Tageszeitungen erreichen Jahr für Jahr stabil die genannten hohen Zustimmungswerte.

Trotzdem ist etwas geschehen: Durch die von einer kleinen, lauten Minderheit so aggressiv vorgetragenen Anschuldigungen gab es eine Verunsicherung bei Journalisten, ob man ihnen vertraut. Dadurch ist eine Debatte entstanden, die zu einer Polarisierung beigetragen hat. Es gibt einen Zuwachs auf der Seite derer, die sagen: „Ich vertraue den Medien voll und ganz“. Gleichzeitig gibt es aber auch einen starken Zuwachs auf der Seite derer, die unser Mediensystem ablehnen. Die Zahl derer, die sagen, man könne den Medien eher nicht oder überhaupt nicht vertrauen, ist von 9 % im Jahr 2008 auf 28 % im Jahr 2019 angewachsen. Das muss einem schon Sorge machen.

Sind das alles Hardliner, die sich nicht nur von den Mainstreammedien, sondern auch von unserem politischen und gesellschaftlichen System komplett abgewandt haben?

Nein. Darunter sind viele, die sich zu unserem Rechtsstaat bekennen, die also keine Radikalen sind: Da findet sich manch konservativer Hochschulprofessor oder ein enttäuschter Sozialdemokrat neben jemandem, der in einer abgehängten Region wohnt und keine Perspektive sieht. Viele dieser Menschen fühlen sich von der Art und Weise, wie besonders der reichweitenstarke Journalismus seine Diskurse führt, in ihrer Lebenswelt nicht mehr repräsentiert. Sie haben den Eindruck, dass dort ein verzerrtes Meinungsbild gezeichnet wird.

Inwiefern?

Viele Menschen haben z. B. den Eindruck, dass im Hauptstadtjournalismus politisch progressive Meinungen und in ihren Augen weniger relevante Themen wie Migration, Diversität, Gendering oder auch Umweltthemen überproportional häufig adressiert werden. Aber das, was sie beschäftigt – Infrastruktur, Arbeit, Steuern –, das kommt nicht mehr vor. Wir haben das Medienentfremdung genannt, aber im Grunde genommen ist es eine kulturelle Entfremdung.

Wie operationalisiert man Entfremdung?

Wir fragen nach Zustimmung zu oder Ablehnung von bestimmten Aussagen, z. B.: „Das, was in den Medien berichtet wird, hat mit meiner Wirklichkeit nichts zu tun.“ Oder: „Die Meinungen, die in den Medien vorgetragen werden, kommen in meinem persönlichen Umfeld überhaupt nicht vor.“ Oder: „Ich nehme die Wirklichkeit ganz anders wahr, als die Medien sie abbilden.“ 20 bis 30 % der Befragten stimmen solchen Aussagen zu. Das sind nicht alles Extremisten, sondern beispielsweise Menschen, die auf dem Land leben oder in Zonenrand-



»Nah an der Lebenswirklichkeit der Menschen vor Ort zu berichten, ist sehr wichtig.«

gebieten. Sie haben mit großstädtischen Eliten und den Diskursen, die in Metropolen und an Universitäten geführt werden, nichts zu tun. Diese Menschen haben das Gefühl, ihre Sicht der Dinge sei überhaupt nicht mehr akzeptiert, sie dürften bestimmte Witze nicht mehr machen, ihre Lebenswirklichkeit zähle nicht.

Dieser kulturelle Bruch wird von den Populisten instrumentalisiert. Teilweise gelingt es ihnen, diese sich entfremdet fühlenden Menschen im Internet zu radikalisieren. Das hängt von der individuellen Anfälligkeit für populistische Zuspitzungen ab.

Ist die Selbstkritik der Medien dahin gehend doch richtig, dass sie diesen kulturellen Bruch stärker abbilden müssten?

Ja, aber nicht so, wie es 2015 geschehen ist, nicht, indem man sich anbiedert, Ressentiments aufnimmt und den Populisten in jeder Talkshow eine Bühne bietet. Eher geht es darum, einen responsiven Journalismus zu entwickeln, wie er z. B. lokal gut machbar ist, also beispielsweise Themen „bottom-up“ aufzugreifen. Journalisten sollten das ansprechen, was die Menschen vor Ort beschäftigt, eine marode Infrastruktur auf dem Land, die Schließung von Kitas, Schulen, Schwimmbädern etc. Ganz gewöhnliche Alltagsthemen, die für die Betroffenen sehr wichtig sind und die sie in den Medien nicht mehr wiederfinden.

Gibt es noch andere Gründe dafür, dass Menschen das Vertrauen in Medien verlieren?

Der Faktenabgleich muss stimmen. Wenn in den Medien Dinge ganz anders dargestellt werden, als ich sie vor Ort erfahre, dann führt das zu Misstrauen. So geschehen z. B. angesichts der Berichterstattung über die Kölner Silvesternacht, teilweise auch in der Thematisierung zu Beginn der Flüchtlingskrise. Nah an der Lebenswirklichkeit der Menschen vor Ort zu berichten, ist sehr wichtig.

Ein anderer Aspekt von Medienvertrauen besteht darin, dass Ältere und Hochgebildete traditionell den Mainstreammedien vertrauen, während Jüngere und/oder weniger Gebildete dem etablierten Mediensystem nicht so stark vertrauen. Da spielt auch der Zusammenhang zwischen Nutzung und Medienvertrauen eine Rolle: Ich vertraue den Medien, die ich regelmäßig nutze.

Außerdem spielen Variablen eine Rolle, die Persönlichkeitsstrukturen betreffen: Interpersonales Vertrauen wirkt sich ganz deutlich auf das Medienvertrauen aus. Menschen, die in ihrer Kindheit und Jugend mit einem vertrauenswürdigen Umfeld aufgewachsen sind, die gelernt haben, dass Vertrauen als Mechanismus zur Reduzierung von Komplexität funktioniert, diese Menschen haben allgemein ein hohes Vertrauen in Institutionen – und damit auch in Medien. Dieses in der Kindheit und Jugend erworbene Grundvertrauen trägt sie ihr ganzes Leben lang. Es muss sehr viel passieren, damit das zerbricht.

Das Gegenteil sehen wir bei Menschen mit einer Neigung zum Verschwörungsglauben: Sie vertrauen nichts und niemandem.

Interessant wird es, wenn man sich die Entwicklung über mehrere Jahre anschaut: Das Vertrauen in Medien wird nicht geringer, aber das Misstrauen hält sich hartnäckig und steigt sogar an.

Beides steigt an, das Vertrauen und das Misstrauen. Die Mitte schmilzt weg, das Abwägende, teils, teils – also das differenzierte Urteil. Mittlerweile ist die Debatte sehr polarisiert.

Ist es überhaupt wünschenswert, dass Menschen in einer Demokratie den Medien vollständig vertrauen?

Es kommt auf das Ausmaß des Vertrauens und des Misstrauens an. Natürlich ist es wichtig, dass man auch nachfragt, nicht alles blind glaubt. Aber ohne ein Grundvertrauen seitens der Rezipienten können die Medien ihre Aufgabe nicht erfüllen. Ohne Grundvertrauen gibt es keinen Diskurs mehr, kein gesellschaftliches Lagerfeuer, um das herum wir unsere Probleme diskutieren und Lösungen finden können. Skepsis ist gut, Zynismus allerdings schadet sehr. Viele derjenigen, die sich den Medien entfremdet fühlen, sind keine Zyniker. Sie misstrauen den Medien, aber sie lehnen nicht das gesamte Mediensystem pauschal ab, wie die Zyniker es tun. Für uns in der Kommunikationswissenschaft ist es sehr interessant, an welchem Tipping Point Skepsis in Zynismus kippt und ob man diese Menschen, die den Medien ja ursprünglich einmal wohlwollend gegenüberstanden, zurückholen kann. In Bezug auf den Tipping Point spielen die sozialen Medien und die dort verbreiteten Verschwörungserzählungen eine entscheidende Rolle.

Früher wurde in der Kommunikationswissenschaft danach gefragt, für wie glaubwürdig Menschen ein bestimmtes Medium halten. Wie hängen Glaubwürdigkeit und Vertrauen zusammen? Warum steht heute Vertrauen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses?

Glaubwürdigkeit ist ein Teilaspekt von Vertrauen, eine Zuschreibung, die der Empfänger an den Sender macht. Die Nutzungsmotive von Menschen, warum sie sich einem bestimmten Medium zuwenden oder auch nicht, lassen sich weitaus besser mit Vertrauen erklären. Glaubwürdigkeit ist wichtig in diesem Zusammenhang, muss aber nicht unbedingt immer die entscheidende Rolle spielen. Menschen in den USA vertrauen einem Sender wie Fox News, der alles andere als glaubwürdig ist. Vertrauen stiftet eine Beziehung zwischen demjenigen, der Vertrauen gibt, und demjenigen, dem Vertrauen entgegengebracht wird. Es hat etwas mit Gewohnheit und Erfahrung zu tun, richtet sich auf die Zukunft, impliziert Erwartungen – etwa, dass man gut informiert oder unterhalten wird. Man kann also sehr wohl Medien intensiv nutzen, denen man keine Glaubwürdigkeit beimisst, die aber andere Funktionen erfüllen und Erwartungen befriedigen.

Uwe Breitenborn

Poltergeister der Unterhaltung:

Paranormal Television

Auf den Bildschirmen wimmelt es von Spuk- und Geisterformaten, gern auch Paranormal Television genannt. Im angelsächsischen Raum haben diese Produktionen Konjunktur, allen voran in den USA – den „Unheimlichen“ Staaten von Amerika. Auch hierzulande funktionieren diese Formate hervorragend. Ob *Paranormal Witness – Unerklärliche Phänomene*, *Paranormal Investigation – Geistern auf der Spur* oder passend zur aktuellen Situation *Paranormal Lock-down* (auf Deutsch etwas banal: *72 Stunden im Geisterhaus*), immer werden mit eindringlichem Authentizitätsanspruch übersinnliche Erscheinungen thematisiert. Ähnliches gilt auch für deutsche Produktionen wie z. B. *Haunted – Seelen ohne Frieden*. Ein Trend ist dabei unübersehbar: weniger Augenzwinkern, mehr Täuschung. Und wie in anderen Reality-Doku-Formaten verschwinden auch hier die Grenzen zwischen Fiktion und Dokumentation.



Reality-TV oder einfach nur TV-Reality?

Dass Nonfiktion – gern auch manchmal als Realität verkannt – und Fiktion im medialen Kontext nahe beieinanderliegen, ist eine Binsenweisheit. Dokumentation und Fiktion galten einst als getrennte Modi der Repräsentation. „Beide Modi verbindet der Aspekt der Narration, denn es geht eben um das Erzählen von möglichen oder realen Welten.“ (Mikos 2017, S. 223). Im Zeitalter digitaler Medienkonvergenz verschwimmen die Grenzen zwischen den Medienformaten. Die Mediengeschichte ist reichhaltig bestückt mit sogenannten Mockumentarys, Fake-Dokus und Realitätstäuschungen. Wie man es auch nennen mag, das Prinzip ist lange bekannt, sei es die Rob-Reiner-

Produktion *This Is Spinal Tap* (1984) über eine fiktive Metalband, *David Holzman's Diary* (1967) oder der kasachische Irrwitz *Borat* von 2006. 2012 sorgte beispielsweise die fiktionale Doku *This Ain't California* für Furore. Fake History oder legitime künstlerische Interpretation? Schon Mitte der Nullerjahre hob eine kontroverse Diskussion über Scripted Reality an, wobei es auch um die Frage ging, ob diese Formate nicht eine Erosion des Vertrauensverhältnisses in mediale Formattierungen darstellen. Was ist echt, was Fake? Manche sahen gravierende Wirkungsrisiken und jugendschützerische Belange berührt, andere vertrauten auf Medienkompetenz (siehe dazu auch Bergmann/Gottberg/Schneider 2012). Die Produzenten solcher Formate mieden zudem den Realitätsbegriff

Paranormal Witness – Unerklärliche Phänomene



und verwendeten lieber die Zuschreibung *Scripted Entertainment*, die letztlich auch zielführender ist. Denn wenn man es richtig bedenkt, ist der Begriff „Reality-TV“ irreführend. Der gern verwendete Terminus beschreibt letztlich das Phänomen, dass eine bestimmte Art von „Realität“ verstärkt als dokumentarisch anmutende Fiktion Einzug in die Programme hielt, nämlich jene Realität, bei der in der Regel keine Kamera dabei ist (Unfälle, Kriminalfälle, Straftaten etc.), sodass sie zum Zwecke der Darstellung nachinszeniert werden musste (vgl. Mikos 2017, S. 229). Mit den Smartphones hat sich die Footage-Situation für diese Formate noch einmal signifikant verändert, da viel Bildmaterial zirkuliert. Eine ganze Armada sogenannter Reality- und True-Crime-Formate geistert mittlerweile über die Bildschirme. In der Bauart ähnlich sind auch Reality-Doku-Formate, die sich mit paranormalen Phänomenen beschäftigen. Während bei True-Crime-Formaten zumeist eine plausible, zuweilen auch wissenschaftsbasierte Klärung des Falles erfolgt, sind Paranormalitätsshow weitaus spekulativer angelegt. Der vermeintliche Realitätscharakter jener unerklärlichen Erscheinungen wird vor allem durch die Inszenierung behauptet. *Scripted Reality* und *Reenactments* sind ein wichtiger Bestandteil der *Haunted*-Formate, deren Inszenierungen auf Spannung, Irrationalität und zuweilen auf horroraffine Schockelemente setzen.

Historische Linien

Neu ist das nicht. Geistergeschichten haben als fiktionales und nonfiktionales Subgenre schon seit den 1950er-Jahren ihren festen Platz im angelsächsischen Fernsehen. Der Ursprung dieser TV-Shows lässt sich in den USA sowie in Großbritannien vor allem auf Produktionen lokaler Nachrichtensender zurückführen. So gab es 1949 auf NBC die Serie *Believe It or Not!*, die mysteriöse Geschichten aus der Presse aufgriff. Als früher Klassiker gilt die ABC-Network-Serie *One Step Beyond* (1959–1961). Während die im gleichen Jahr startende Serie *The Twilight Zone* erkennbar fiktional war, wurden in den 30-minütigen Folgen von *One Step Beyond* paranormale Phänomene vorgestellt, die auf „tatsächlichen“ Überlieferungen („human records“) basierten. Die Formate wurden vielfältiger. Mit „Bringing the occult to the air“ wurde 1977 die kanadische CBC-Television-Quizshow *Beyond reason* beworben. Mystery, Crime und Ghoststories entwickelten sich zu einem stabilen Programmsegment mit Tendenz zum Horrorbereich. Damit verengten sich auch Räume für ironische und distanzierende Rezeptionsmodi.

Die Welt des Paranormalen und Übersinnlichen firmiert auch unter dem Begriff „PSI“. 2003 widmete sich die sechsteilige ARD-Serie *Dimension PSI* diesen Phänomenen. Mit faktenbasiertem Kontext wurden historisch verbrieft paranormale Ereignisse eingeordnet und zuweilen dekonstruiert. Erwartungsgemäß blieben viele Phänomene aber auch rätselhaft, wie beispielsweise die Telekinese-Fähigkeiten der Russin Nina Kulagina.

Der 23. Buchstabe des griechischen Alphabets ψ ist der Anfangsbuchstabe des Wortes *Psyche* ($\psi\chi\eta$), was auch Seele bedeuten kann. PSI wurde zu einem Containerbegriff für alle möglichen paranormalen Phänomene: Telekinese, Geister und Spuk, Reinkarnation, Telepathie oder Hellseherei. Derzeit firmiert vieles unter den Kobegriffen „Paranormal“ oder „Haunted“. In der Aufmerksamkeitsökonomie haben derartige Inhalte immer eine führende Position. Das macht sie insbesondere auch für Kinder und Jugendliche faszinierend.

Stranger than Fiction

Auch die Paranormalformate sind inzwischen zu einer Konfektionsware der TV-Unterhaltung geworden. Der dokumentarische Gestus wird insbesondere durch *Talking Heads* (Zeugen, Betroffene, Experten), durch überlieferte oder vermeintliche Originalaufnahmen bedient. Fiktionale Elemente wie *Reenactments* („Dramatizations“) illustrieren oft in horroraffiner Weise das Grauen. Dringend erwünscht: Erregung, Ängstigung, Schock. Verstärkt wird der Authentizitätscharakter vor allem auch durch die Kameraarbeit. Die szenischen Inserts vermitteln oft ein Feeling des Dabeiseins, gern wackelt die Handkamera. Nachtsichtgeräte tun ihr Übriges. Als stilbildend für das Genre gilt u. a. das Mockumentary *The Blair Witch Project* (1999). Das Spezifische der realistisch anmutenden Filmperspektive resultiert daraus, dass die Schauspieler quasi selbst mit der Kamera unterwegs sind. „Durch diese subjektive Kamera wird der Blick des Zuschauers zum Blick der Protagonisten.“ (Schroer/Bullik 2017, S. 73). Aber auch in früheren Produktionen ist die angstgetriebene Hatz aus subjektiver Perspektive schon vorhanden. Erinnert sei an die Kellerszene mit Jodie Foster in *Das Schweigen der Lämmer* (1991). Dieses Stilprinzip ist ein veritabler Bestandteil im Bereich der Ghost- und Spukstorys. Die Simulation von Unmittelbarkeit entfaltet offensichtlich eine Sogwirkung auf Zuschauer. Sie ziehe die Zuschauer in eine Gegenwart, so Schroer und Bullik, die vergessen lasse, dass sie fiktiv ist. Ein drittes Gestaltungselement sind *Scripted-Reality*-Inszenierungen. So fahnden in der Serie *Die Geister von Shepherdstown* (2016) die Geisterjäger Nick Groff, Bill Hartley und Elizabeth Saint gemeinsam mit dem Police Officer Mike King nach Spukgeistern in der titelgebenden Kleinstadt in West Virginia. Der dokumentarische Gestus wird hier verstärkt, indem zu Beginn einer Episode beispielsweise ein authentisch klingender Notruf bei der Polizei eingeht. Auch wenn der Abspann eine Relativierung des dokumentarischen Charakters durch einen kurzen Hinweis auf Fiktionalisierungen („Dramatizations“) enthält, verfängt der Gesamteindruck der medialen Anmutung, dass wir es hier mit einem realen Geschehen zu tun haben. „Der dokumentarische Charakter einer filmischen Darstellung resultiert aus dem Anspruch eines direkten Referenzverhältnisses zur vorfilmischen Wirklichkeit.“ (ebd., S. 61). Dargestellte Orte, Ereignisse und Personen sind also nicht frei erfunden. Ja, *Shepherdstown* existiert in West Virginia, aber ob das auch für die geschilderten Ereignisse gilt, ist fraglich

und schwerer zu durchschauen. Die Mediengeschichte kennt unzählige Beispiele, bei denen dieses letztlich vertrauensbasierte Referenzverhältnis aufgebrochen wurde. Besonders das inszenatorische Insistieren auf „Authentizität“ der Ereignisse macht diese Produktionen recht eindringlich. Gerade in Scripted-Reality-Produktionen gibt es durch die Darsteller und die Plot-Konstruktion eine Art Authentifizierungspakt zwischen Zuschauern und Produzenten, bei dem das Dokumentarische nur noch inszenatorisch aufscheint (vgl. Mikos 2017, S. 233 f.). Auch wenn das Geschehen nicht real „dokumentiert“ ist, wird es dokumentarisch inszeniert. Auch im Reality-Doku-Bereich sind diese hybriden Formen auffindbar und werden durch Netztechnologie und -konsum vorangetrieben.

Der Sleeper-Effekt

„Das Gefährliche an Halbwahrheiten ist, dass immer die falsche Hälfte geglaubt wird.“ Dieser lakonische Satz von Hans Krailsheimer lässt sich getrost auf viele Haunted-Paranormal-Reality-Doku-Formate beziehen. Wahrheit hat immer auch etwas mit Vertrauen und Glaubwürdigkeitseinschätzungen zu tun. In der Psychologie kennt man den sogenannten Sleeper-Effekt, der besagt, dass Menschen mit der Zeit ihre kritische Einschätzung einer als unglaubwürdig wahrgenommenen Kommunikationsquelle vergessen. Übrig bleibt dann nur noch deren inhaltliche, eventuell zweifelhafte Botschaft, die immer stärker haften bleibt. Anders gesagt: Es tritt eine Gewöhnung ein, die zunehmend die Glaubwürdigkeit der Quelle außer Acht lässt. Die Folge: Nach einiger Zeit glauben Medienkonsumenten Dinge, die sie sonst nie geglaubt hätten. Wer Parallelen zur US-Wahl 2020 ziehen möchte, kann dies gern tun. Das ist bei der Einordnung von Realityformaten, die sich paranormalen Phänomenen widmen, nicht zu unterschätzen. Je mehr davon konsumiert wird, desto stärker scheint die kritische Distanz zu schwinden. Wie schon bei Scripted Reality gibt es daher eine intensive Diskussion um die Wirkmacht solcher Paranormalformate, auch hinsichtlich jugendschützerischer Aspekte.

Willkommen in der Geisterbahn

That's Entertainment! Ein dokumentarischer oder bildungsrelevanter Anspruch besteht bei den Paranormalformaten nicht. Mag hier und da ein Schimmer von wissenschaftlicher Grundierung auftauchen, so verschüttet die zumeist raunende Inszenierung aus Spekulation, Andeutung, permanenter Angstkultur und Geisterkitsch die zarte Pflanze Erkenntnis. Fragmentarisches dominiert. Es geht hier nicht um Spiritualismus und Inspiration, sondern um eine hochspekulative Angstbeschwörung. Haunted-House- und Paranormalformate sind als Horror-Entertainment-Subgenre etabliert. Das Programm-Framing für diese Angebote ist eindeutig: Reality, Doku, Paranormal, Horror. Die Serien adressieren ganz klar das Bedürfnis nach Angstlust und authentischem Grusel. Die Reenactments weisen durch die Fokussierung auf Angst, Panik

und Verunsicherung teilweise eine hohe Intensität auf. Ein stressiger, aber begehrter Mix aus Unerklärbarem, Verschwörungen und Halbgarem. Die „alternative“ Faktenwelt lässt grüßen. Das momentane gesellschaftliche Klima wirkt dahingehend eher wie ein Treibhaus, daher sind solche Formate recht anschlussfähig. Problematisch bleibt generell die unwidersprochene und nicht relativierte Behauptung von paranormalen Geistererscheinungen. Da oft auf eine rationale Erklärung der Phänomene verzichtet wird, besteht durchaus auch ein Risiko hinsichtlich einer Desorientierung, wenn Zuschauer den zweifelhaften Gehalt der Formate und ihren gescripteten oder konstruierten Charakter nicht durchschauen. Mit wachsendem Angebot steigt aber auch die formatbezogene Medienkompetenz der Zuschauer. Ob diese vermutete Kompetenz den bereits erwähnten Sleeper-Effekt aushebeln kann, hängt aber von unterschiedlichen, teils bildungs- und erfahrungsbezogenen Faktoren ab. Viele werden die paranormalen Horrorstories als spezielle Unterhaltungsformate goutieren. Es mag sein, dass Kinder und Jugendliche – und nicht nur die – irrationalen Lesarten von Welt zuneigen und die Formate zumindest bei einem Teil der Rezipienten eine Denkverweigerung unterstützen, die Angst vor der Scary World schürt. Letztlich konstruieren all diese paranormalen Geschichten pseudowissenschaftlich-kausale Beziehungen zwischen obskuren Ereignissen und dem unerklärbaren Wirken einer Geisterwelt. Ironische oder relativierende Ansprechhaltungen sind eher selten. Sind diese Formate desinformierend? Vielleicht. Es kommt darauf an, was die Zuschauerinnen und Zuschauer damit machen. So verhält sich der Diskurs ähnlich wie der zu Scripted Reality. Die gleichen Fragen stellen sich auf einer anderen Ebene heute wieder. Das Gros der Zuschauer wird die paranormalen Formate wohl als das sehen, was sie sind: zeitgenössische Geisterbahnen.

Literatur:

Bergmann, A./Gottberg, J. von/Schneider, J.: *Scripted Reality auf dem Prüfstand. Teil 1: Scripted Reality im Spiegel einer exemplarischen Inhaltsanalyse.* Berlin 2012

Mikos, L.: *Scripted Reality und die Fiktionalisierung des Dokumentarischen.* In: C. Heinze/T. Weber (Hrsg.): *Medienkulturen des Dokumentarischen.* Wiesbaden 2017, S. 223–235

Schroer, M./Bullik, A.: *Zwischen Dokument und Fiktion. Grenzbewegungen des Dokumentarischen.* In: C. Heinze/T. Weber (Hrsg.): *Medienkulturen des Dokumentarischen.* Wiesbaden 2017, S. 61–84



Dr. Uwe Breitenborn ist hauptamtlicher Prüfer bei der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF), Dozent, Autor und Bildungsreferent bei der Medienwerkstatt Potsdam.

Kolumne von Jenni Zylka

Trust Fiction!

Über Vertrauen in fiktionalen und dokumentarischen Erzählungen und der U-Bahn

Vom Dichter Matthias Claudius, versatiler Autor von *Der Tod und das Mädchen*, *Der Mond ist aufgegangen* und dem Trinklied *Auf und trinkt! Brüder trinkt!* stammt das Zitat: „Die größte Ehre, die man einem Menschen antun kann, ist die, dass man zu ihm Vertrauen hat.“ In der Verbindung der beiden darin genannten Tugenden steckt der tiefere Sinn: Vertrauen ist Ehrensache. Oder sollte es zumindest sein.

Eine Doku-Serie wie *Höllental*, die ab Januar 2021 im ZDF zu sehen ist und sich mit dem un- aufgeklärten Mord an der damals neunjährigen Peggy Knobloch beschäftigt, ist darum ein interessantes mediales Wagnis zum Thema „Vertrauen“: Die Akte Knobloch wurde im Oktober 2020 geschlossen, ein Täter nicht ermittelt. Die Polizei hat das Vertrauen enttäuscht, das ihr vom Fernsehpublikum stellvertretend für die Gesellschaft entgegengebracht wird. Kaum eines der vielen US-amerikanischen True-Crime-Fernsehformate, die ihre monströsen Verbrechen z. T. Jahrzehnte später durch neue Forschungsmöglichkeiten aufklären und insofern zum Vertrauenskanon beitragen, traut sich an ein solches Ende heran.

Im Fernsehen spielen neben den True-Crime-Formaten auch fiktionale Krimistoffe mit dem Thema „Vertrauen“, allerdings gehen sie meist anders aus: Zumindest in deutschen Fernsehkrimis werden die Täterinnen oder Täter größtenteils gestellt. Manchmal erst spät, manchmal mit der Hilfe von Zufällen – aber auf die Ermittlerinnen und Ermittler kann man sich verlassen. Sie schließen die Akte erst, wenn jemand im Knast sitzt (bei den meisten Fällen handelt es sich wegen der dramaturgischen Fallhöhe – sic! – um Kapitalverbrechen. Aus einer Verwarnung wegen eines marginalen Kaufhausdiebstahls macht man keinen Tatort.)

Weltweit ist das schon lange anders. Der Film noir brachte in den 1940er- und 1950er-Jahren korrupte, zynische und nicht wirklich an Aufklärung interessierte Polizisten hervor. „Die fiktionale Krimihandlung bewegte sich vom klassischen ‚Whodunnit‘ zur ‚Was macht der Protagonist?‘-Atmosphäre“, schrieb der Kultur- und Filmhistoriker Prof. Andrew Spicer 2002 in einem Buch über den Film noir: Es ging nicht mehr darum, wer etwas getan hat, sondern was gemacht wurde – das Vertrauen, das Zuschauerinnen und Zuschauer in das System setzen, wird somit bewusst auf die Probe gestellt. In *The Asphalt Jungle* von 1950 erfährt der bestochene Leutnant Ditrich zwar später eine Strafe – aber es gibt den „bad cop“, wenn auch vielleicht noch als ein einziges faules Ei in einem ganzen Schock. Im gleichen Jahr inszenierte Otto Preminger *Where the Sidewalk Ends* (*Faustrecht der Großstadt*), in dem ein New Yorker Polizei-Detective bei einer Schlägerei unabsichtlich einen Mann erschlägt, dessen Leiche heimlich verschwinden lässt – und peinlicherweise von seinem Revier den Auftrag bekommt, den Mörder zu finden. In *Hell Is a City*, einer britischen „Hammer Films“-Produktion aus dem Jahr 1960, stammt der Polizist aus den gleichen prekären Verhältnissen wie der von ihm gejagte Mörder. Al Pacino spielte 1973 den aufgrund der amoralischen Zustände bei der Polizei höchst enttäuschten Officer Frank Serpico. Jim McBride nannte 1986 seinen in New Orleans spielenden Thriller *The Big Easy* – darin ging es jedoch um schwere Bestechung bei der Polizei. (Immerhin musste nur der hauptkorruptierte Polizist sterben, der sympathische Protagonist und Korruptions-Mitläufer [Dennis Quaid] gelobte Besserung und durfte überleben, allerdings mit einer Kugel im Hintern.) Abel Ferrara drehte 1992 *Bad Lieutenant* mit Harvey Keitel als drogensüchtigem Polizisten, der, wie die meisten Drogensüchtigen, seine Sucht über seine Ehre stellt – und das Vertrauen des Publikums schwerstens missbraucht. Auch er muss zur Strafe am Ende sterben. Und vertrauenswürdige Polizisten in Serien wie *True Detective* oder *The Shield* muss man eh mit der Lupe suchen.

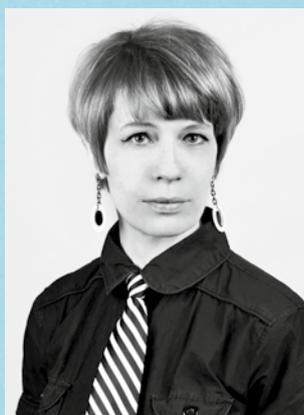
Auch andere Filmgenres bauen auf Vertrauen: Wer eine RomCom schaut, würde empört das Popcorn heraufwürgen, wenn die Liebenden sich am Ende nicht bekämen – oder, schlimmer noch, eine oder einer von beiden stirbt. Filme wie *Love Story* von 1970 gelten darum als Drama, obwohl die Protagonisten formal – Anziehungskraft trotz unterschiedlicher Backgrounds, Humor – durchaus RomCom-Kriterien erfüllen. Der sogenannte „Publikumsvertrag“, den der Filmwissenschaftler Roland Zag 2005 als „emotional wirksames Erzählen mit ‚human factor‘“ beschrieb, bezieht sich genau auf dieses Phänomen: Hat man sich erst einmal mit einer Figur angefreundet, sie emotional hineingelassen, sich ihr empathisch zugewandt, dann ist es ein Vertrauensbruch, wenn die Erzählung sie sterben lässt. In manchen Fällen, z. B. in der Serie *Dallas*, kann eine solche Figur darum sogar auferstehen, so albern diese Wiederkehr im Rückblick erscheint: Wäre Bobby Ewing 1986 bloß tot geblieben – das hätte uns einiges erspart.

Steven Soderbergh enttäuschte 2011 in seinem dieser Tage viel zitierten Pandemiethriller *Contagion* auf eine faszinierend konsequente Art das Vertrauen des Publikums: Er ließ die meisten seiner Protagonisten, große Hollywoodstars wie Gwyneth Paltrow und Kate Winslet, am Virus sterben – und bildete damit eine momentan schmerzhaft Gewissheit ab. Denn Vertrauen scheint sich im Augenblick aus bekannten Gründen in einigen Fällen auf die Fiktion zu beschränken: Viele Menschen glauben eher grotesken Theorien, die aus dystopischen Horrorfilmen der 1950er-Jahre zu stammen scheinen (entführte Kinder in unterirdischen Gewölben!), als der Wissenschaft.

Vertrauen in das Falsche kann Gesellschaften gefährden und spalten. Insofern wäre es wunderbar, wenn möglichst schnell jemand die befremdlichen und bedrohlichen QAnon-Querdenker-Aluhut-Theorien in einer schönen fiktionalen Form verarbeiten und damit angemessen beurteilen könnte. Ich könnte mir eine kurzweilige Webserie vorstellen, in der eine als Heilpraktikerin praktizierende Impfgegnerin und ein aus der Incel-Szene stammender Rechtspopulist sich auf einer Demo kennenlernen, sich ineinander verlieben, durch den Glauben an die Liebe aus ihrer Isolation geholt werden und den alten Ideen abschwören. Die Heilpraktikerin könnte bestimmt auch die Glatze mit Homöopathie behandeln.

Das deutsche U-Bahn-Netz in Berlin, Hamburg, München und Nürnberg basiert übrigens ebenfalls auf Vertrauen. Es unterscheidet sich damit von den Nahverkehrssystemen in anderen großen Städten wie London, Paris oder New York: Wenn man dort die U-Bahn nutzen möchte, muss man zunächst mit seinem Ticket eine Schranke öffnen – erst dann ist es möglich, den Transportbereich zu betreten (oder zu verlassen). Das kann natürlich schlichtweg an der Größe liegen: Das beschauliche Nürnberg hat eine süße halbe Million Einwohnerinnen und Einwohner, die sich alle kennen und vermutlich schnell 1,60 Euro anbieten, wenn ein Nürnberger vor dem Ticketautomaten zweifelt und „Kruzifix!“ murmelnd in der Lederhose wühlt. New York City hat knapp 8,4 Mio. Einwohnerinnen und Einwohner, von denen sich keiner bzw. keine richtig kennt, und wenn – dann nur (siehe *Hell Is a City*) vom Drive-by-Shooting.

Doch die deutschen Nahverkehrler verlassen sich nicht allein auf Vertrauen. Stattdessen stellen sie Kontrolleure, die das Schwarzfahren empfindlich bestrafen. Denn es gibt schließlich auch noch ein anderes Zitat, das Lenin zugeschrieben wird und das dem eingangs erwähnten Claudius-Spruch diametral entgegengesetzt steht: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.“



Jenni Zylka ist freie Autorin, Moderatorin, Filmkuratorin, Journalismusdozentin und Geheimagentin. Sie arbeitet für Radio, Print- und Onlinemedien, u. a. Spiegel Online, „taz“, „Tagesspiegel“, „Rolling Stone“, WDR, RBB, Deutschlandradio, Berlinale, Filmfest Emden, Filmfest Dresden und Akademie für Mode und Design. Sie veröffentlichte bei Rowohlt und Suhrkamp.

Panorama

Hate Speech im europäischen Vergleich

jugendschutz.net hat von 2018 bis 2020 gemeinsam mit zehn Organisationen aus neun europäischen Ländern ein Projekt zum Thema „Hate Speech“ und dem Umgang großer Plattformen damit durchgeführt. Ein Projektbericht zu *Platforms, Experts, Tools: Specialised Cyber-Activists Network (sCAN)* liegt jetzt vor. Ergebnis ist, dass Hate Speech ein länderübergreifendes Phänomen ist, allerdings sind bestimmte Ausprägungen lokal unterschiedlich stark vertreten. So sind etwa Antiziganismus und damit die Diskriminierung von Roma in osteuropäischen Ländern besonders virulent.

Neben der Analyse unterschiedlicher Hassphänomene, der Verbreitungswege diskriminierender Rede und der Rolle, die prominente Figuren der (Netz-)Öffentlichkeit dabei spielen, wurde auch evaluiert, wie Plattformen mit Hassrede umgehen. Zudem wurden Onlinekurse zu den Themen „Hate Speech“, „Moderation von Onlineplattformen“ und „Monitoring von Hate Speech“ sowie „Strategien zur Eindämmung“ entwickelt und angeboten.

Hate Speech wird im Rahmen des Projekts wie folgt definiert: „Hate Speech (Hassrede) sind absichtliche oder unabsichtliche öffentliche diskriminierende und/oder beleidigende Aussagen; absichtliche Verhetzung und/oder Anstiftung zur Gewalt und/oder Ausgrenzung aufgrund der tatsächlichen oder wahrgenommenen ethnischen Zugehörigkeit, Sprache, Nationalität, Hautfarbe, Religion (oder keiner religiösen Zugehörigkeit), [von] Gender, Geschlechteridentität, Geschlecht, sexueller Orientierung, politischer Überzeugung, soziale[m] Status, Eigentum, Geburt, Alter, psychischer Gesundheit, einer Behinderung oder Krankheit.“

(sCAN Jahresbericht Mai 2018 – Juni 2019, S. 6)

Quellen:

sCAN Jahresbericht Mai 2018 – Juni 2019. Abrufbar unter: <https://scan-project.eu>

jugendschutz.net: Report Hate Speech – Ein europäischer Vergleich. Ergebnisse des sCAN-Projektes 2018 bis 2020. Mainz 2020. Abrufbar unter: <https://login.mailingswork.de>

Mehr Barrierefreiheit in den Medien gefordert, Beschwerdestelle eingerichtet

Medienangebote im TV und im Internet sind nach wie vor nur selten barrierefrei. Durch die Coronakrise gewinnt diese Problematik zusätzlich an Dringlichkeit. Untertitel, die Möglichkeit, Gebärdensprachdolmetschende einzublenden, Audiodeskription und Texte in „Leichter Sprache“ könnten Hürden in der Mediennutzung für Menschen mit Behinderungen abbauen. Entsprechend fordern die Behindertenbeauftragten von Bund und Ländern in ihrer Ende November 2020 nach mehrtägiger Diskussion mit Vertretern von Medienunternehmen, der Landesregierung und Menschenrechtsorganisationen verabschiedeten „Mainzer Erklärung“ verbindliche Ziele und Fristen für die Umsetzung barrierefreier Angebote. Die Verbände von Menschen mit Behinderungen sollen an der Umsetzung beteiligt werden. Die Möglichkeit, sich über fehlende Barrierefreiheit zu beschweren, wurde verbessert durch die Einrichtung einer Zentralen Anlaufstelle für barrierefreie Angebote (ZABA), im Internet abrufbar unter: www.barrierefreie-medien.info

Quellen:

Beauftragter der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen: Barrierefreie Medien gefordert: Behindertenbeauftragte von Bund und Ländern verabschieden die „Mainzer Erklärung“. Pressemitteilung, 21/2020, 30.11.2020. Abrufbar unter: <https://www.behindertenbeauftragter.de>

Die Medienanstalten: Webseite www.barrierefreie-medien.info ab sofort verfügbar. Pressemitteilung, 21/2020, 24.11.2020. Abrufbar unter: <https://www.die-medienanstalten.de>

Studie: Algorithmen reproduzieren und verfestigen Diskriminierung

Das Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB) hat in einer Studie mit dem Titel *Mögliche Diskriminierung durch algorithmische Entscheidungssysteme und maschinelles Lernen – ein Überblick* (Autoren: Alma Kolleck und Carsten Orwat) untersucht, inwiefern komplexe algorithmische Entscheidungssysteme (AES) gesellschaftliche Ungleichbehandlungen reproduzieren und eventuell noch verstärken. AES bieten Datenerfassung, Analyse, eine Deutung der Ergebnisse sowie daraus abgeleitete Entscheidungsempfehlungen. Die Diskriminierung durch KI und AES vollzieht sich oft unerkannt und betrifft eine große Anzahl von Menschen. Dass Algorithmen bei Entscheidungs- und Scoringprozessen eingesetzt werden, wissen die Betroffenen oft gar nicht.

In der Studie werden verschiedene bereits real erfolgte Anwendungsszenarien von AES im Hinblick auf Effekte der Ungleichbehandlung und systematischen Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen beleuchtet: So testete z. B. das Arbeitsamt in Österreich ein AES, welches Arbeitssuchende in Gruppen einteilt, und zwar entsprechend ihrer vermuteten Chancen, eine Arbeit zu finden. Ziel ist es, Fortbildungen vor allem denen zukommen zu lassen, deren Chancen im mittleren Bereich liegen. Wenn die Daten, aus denen der Algorithmus lernt, bereits eine strukturelle Benachteiligung abbilden, besteht die Gefahr, dass komplexe algorithmische Entscheidungssysteme diese reproduzieren. Der Arbeitsamt-Algorithmus stufte Frauen grundsätzlich schlechter ein und bewertete sie, wenn sie zudem Kinder großziehen – entsprechend ihrer tatsächlichen Schwierigkeiten, einen Job zu finden –, als noch in stärkerem Maße „arbeitsmarktfrem“. Entsprechend sinken ihre Chancen auf eine Fortbildung, womit sich ihre Situation am Arbeitsmarkt weiter verschlechtern könnte. In Reaktion auf ein negatives Medienecho vor dem Einsatzstart des AES im Regelbetrieb betonte das österreichische Arbeitsamt, dass Berater die Entscheidungen treffen würden, nicht der Algorithmus selbst. Nach anhaltender massiver Kritik und einem negativen Bescheid der Datenschutzbehörde wurde der für Beginn des Jahres geplante Einsatz des AES vorläufig gestoppt. Wäre die Funktionsweise des Jobcenter-AES im Testlauf nicht

transparent gemacht und öffentlich diskutiert worden, wäre die Diskriminierung womöglich unbemerkt geblieben. In den USA werden AES u. a. zur Risikoeinschätzung im Hinblick auf ein mögliches erneutes Straffälligwerden eingesetzt, wenn entschieden werden soll, ob eine Bewährungsstrafe ausgesetzt wird. Dabei haben sich rassistische Verzerrungen und Diskriminierungen ergeben.

Um Diskriminierungseffekte durch AES zu verringern, schlagen die Autoren der Studie konkrete Maßnahmen für mehr Transparenz, Kontrolle, Evaluierung und einheitliche Regulierung vor.

Quellen:

Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB): *Mögliche Diskriminierung durch algorithmische Entscheidungssysteme und maschinelles Lernen – ein Überblick*. Berlin 2020. Abrufbar unter: <http://www.tab-beim-bundestag.de>
Fanta, A.: *Österreich: Datenschutzbehörde stoppt Jobcenter-Algorithmus*. In: Netzpolitik.org, 21.08.2020. Abrufbar unter: <https://netzpolitik.org>
Krempf, S.: *Bundestagsstudie: Intransparente Benachteiligung durch Künstliche Intelligenz*. In: heise online, 25.11.2020. Abrufbar unter: <https://www.heise.de>
Schesswendter, R.: *Diskriminierung durch Algorithmen – Studie weist Fälle nach und empfiehlt Gegenmaßnahmen*. In: t3n, 25.11.2020. Abrufbar unter: <https://t3n.de>

Alexander Grau

Das Porträt: Judith Simon

Seit Februar 2017 hat Prof. Dr. Judith Simon den Lehrstuhl für Ethik in der Informationstechnologie an der Universität Hamburg inne. Darüber hinaus ist sie seit 2018 Mitglied des Deutschen Ethikrates, des Hauptausschusses der Leopoldina und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für den Umgang mit sicherheitsrelevanter Forschung und war Mitglied der Datenethikkommission der Bundesregierung. Vor ihrer Tätigkeit an der Universität Hamburg war Judith Simon außerordentliche Professorin für Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie an der IT University Kopenhagen sowie leitende Wissenschaftlerin des Projekts „Epistemic Trust in Socio-Technical Epistemic Systems“ an der Universität Wien.



Zum Wesen der Digitalisierung scheint zu gehören, dass ethische und gesellschaftspolitische Fragen wieder an Aktualität gewinnen, die Ende des 20. Jahrhunderts zumindest in der westlichen Hemisphäre als historisch galten. Wer hätte sich etwa Ende der 1990er-Jahre vorstellen können, dass wir allen Ernstes erbittert um Meinungsfreiheit streiten, um Demokratie oder die Legitimität des Sagbaren?

Zugleich werden Probleme aktuell, die zwar schon seit Jahrhunderten durch die Köpfe von Wissenschaftlern und Philosophen spuken, nun aber vor dem Hintergrund der technischen Möglichkeiten plötzlich praktische Relevanz haben: Was etwa, wenn wir alle Daten eines Menschen besitzen? Oder von der Welt als Ganzem? Ist alles berechenbar? Und wenn ja: Sollten wir das tun, wenn es Nutzen und Wohlstand verspricht?

Und schließlich werfen die neuen digitalen Technologien ethische und politische Fragen auf, die noch vor Kurzem als Science-Fiction abgetan worden wären. Welche Entscheidungsspielräume räumt man Algorithmen ein? Wie gestaltet man die Interaktion von Mensch und Maschine? Ist es legitim, intimste Daten des Einzelnen zum Wohl der Gemeinschaft auszuwerten?

Judith Simon befasst sich seit Jahren intensiv mit den Folgen, Gefahren und Chancen der Digitalisierung. Doch obwohl sie derzeit einen Lehrstuhl für Ethik in der Informationstechnologie innehat, ist sie von Haus aus keine Philosophin. Ihr wissenschaftlicher Ausbildungsweg war vielmehr hochgradig interdisziplinär, was insbesondere bei Fragen der technischen Folgeabschätzung und der Abwägung von Gefahren und Nutzen technischer Trends und Neuentwicklungen von Vorteil ist.

„Anfangs war ich unsicher, was ich studieren soll“, erzählt die Wissenschaftlerin, „ich schwankte zwischen Sprachen und Molekularbiologie. Entschieden habe ich mich dann für Psychologie, weil ich dachte, das kombiniert relativ viel. Dabei war mir vorher nicht klar, dass ein Psychologiestudium eine stark naturwissenschaftliche und statistische Gewichtung hat – für die ich jetzt im Rückblick allerdings sehr dankbar bin.“

Simon begann ihr Studium an der Philipps-Universität Marburg. Danach ging sie für ein Jahr an die Wilfrid Laurier University nach Kanada. 2002 machte sie ihr Diplom an der Freien Universität Berlin. Danach arbeitete sie als Usability-Testerin für Software. „Ich hatte mich während des Psychologiestudiums mit der Gestaltung von Lernsoftware und ähnlichen Dingen beschäftigt“, erklärt sie. „Beim Usability Testing geht es darum, zu überprüfen, wie Nutzer mit unterschiedlichen Interfaces umgehen und auf verschiedene Designs reagieren.“

Soziotechnische Wissensprozesse

Ihre erste Forschungsstelle nach dem Diplom fand Judith Simon am Forschungszentrum Jülich, für das sie an das Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin nach Berlin ging, wo sie von 2005 bis 2007 in der Forschungsgruppe „Bioethik & Wissenschaftskommunikation“ arbeitete: „Wir haben uns

»Wikipedia ist sicher Ausdruck gesellschaftlicher Strömungen, Wissenschaft transparenter und interaktiver zu machen.«

dort“, erläutert sie, „aus sozialwissenschaftlicher Perspektive mit partizipativen Methoden der Technikfolgenabschätzung in der Stammzellenforschung beschäftigt, haben etwa Delphi-Studien gemacht oder Konsensus-Konferenzen veranstaltet.“

Im Laufe des Studiums wurde Judith Simon jedoch klar, dass sie lieber die Wissenschaften von außen betrachtet, als selbst im Labor zu stehen oder Studien durchzuführen. Schließlich bekam sie eine Stelle in der Forschungsgruppe „Wissenschaftstheorie: Kulturen und Technologien des Wissens“ am Institut für Philosophie der Universität Wien. „Das war ein Riesenglücksgriff“, erzählt sie, „weil es relativ schwierig ist, fachfremd in ein Institut für Philosophie hineinzukommen. In diesem Moment suchte man in Wien aber jemanden mit meiner Expertise, jemanden, der interdisziplinär gearbeitet hatte und sich in Kognitionswissenschaften und neueren Technologien auskannte.“

Während ihrer Zeit in Wien war Judith Simon zudem Gastwissenschaftlerin zunächst an der Universität Ljubljana, dann an der Stanford University. 2009 wurde sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Jean Nicod der École Normale Supérieure in Paris, im Jahr darauf Gastwissenschaftlerin am spanischen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (CSIC-III) in Barcelona. In dieser Zeit arbeitete sie auch an ihrer Dissertation über erkenntnistheoretische Fragen der Neuen Medien.

„Es war damals die Zeit von Web 2.0, von Social Media, von Wikipedia und den Anfängen von Empfehlungssoftware“, erläutert Simon. „Mich hat daran interessiert, wie diese Technologien Wissensprozesse verändern.“ Ausgangspunkt ihrer Überlegungen sei gewesen, dass den verschiedenen Plattformen und Algorithmen ganz unterschiedliche Funktionsweisen zugrunde liegen. „In einer Empfehlungssoftware“, so Simon, „werden Meinungen aggregiert, bei Wikipedia hingegen werden die Artikel von den Autoren integrativ geschaffen. Dahinter stehen jeweils ganz andere Logiken, wie man Menschen durch bzw. mit Technologien zusammenführt und am Ende eine Art Wissensprodukt schafft.“

In der Folge unterscheidet sie insgesamt drei unterschiedliche Technologien, die in sozialen Medien zur Anwendung kommen: integrative, aggregative und selektive. Bei integrativen Formaten arbeiten verschiedene Menschen gemeinsam an einem Produkt, etwa einem Text. Aggregative Plattformen verrechnen die Bewertungen unterschiedlicher Nutzer, die aber nicht untereinander kommunizieren und auch sonst nichts miteinander zu tun haben. Bei selektiv vorgehenden Medien, etwa Ratgeber-Blogs, werden die Ratschläge der Nutzer vom Ratsuchenden nach für ihn nützlichen Hinweisen durchforstet. Damit zeigt sich, dass das „Soziale“ in den jeweiligen Formaten ganz unterschiedliche Funktionen hat. Insbesondere bedeutet „sozial“ hier nicht immer, dass Menschen kooperieren und integrativ arbeiten: „Austausch und Kooperation sind bei Wikipedia eine Bedingung, bei anderen Tools wie Prediction Markets gilt das Gegenteil.“

Ihr Interesse an den sozialen Medien und den digitalen Technologien, erzählt Judith Simon, sei daher zunächst weniger ethischer, sondern mehr erkenntnistheoretischer Natur gewesen. Soziotechnische Aspekte in die Erkenntnistheorie hineinzutragen, sei damals noch ein weitgehend unbearbeitetes Feld gewesen. Sowohl die Wissenschaftstheorie, vor allem aber auch die Erkenntnistheorie seien damals häufig sehr abstrakt und individualistisch geprägt gewesen: „Die haben sich vor allem dafür interessiert, wie individuelle Erkenntnisprozesse ablaufen, nicht aber dafür, wie ein Wikipedia-Artikel entsteht.“

Dabei ist klar, dass Wikipedia nicht nur eine neue Form der Wissensakkumulation darstellt, sondern die Wissenschaft selbst verändert hat: „In den letzten Jahren gab es ja eine ganze Reihe von Bemühungen, Wissensprozesse zu öffnen, es gab Initiativen wie Open Science, Citizen Science oder Open Source. Da besteht vielleicht kein Kausalzusammenhang, aber Wikipedia ist sicher Ausdruck gesellschaftlicher Strömungen, Wissenschaft transparenter und interaktiver zu machen.“

»Ich verstehe das Ziel von Diversität und Neutralität in der Mediengestaltung, sehe aber auch, dass häufig viel Naivität darüber vorhanden ist, wie das konkret auszugestalten ist.«

Zudem sei Wikipedia insbesondere für Studenten eine wichtige Wissensquelle. Auch das habe die Wissenschaft verändert. „Wenn man das nicht als letzte Evidenz verwendet“, betont Simon, „finde ich es auch ganz plausibel, dort erst einmal hineinzuschauen.“

Big Data und Politik

Judith Simons Forschung im Rahmen ihrer Dissertation stieß vor allem bei Computerethikern auf Interesse. „Die haben sich auch für die erkenntnistheoretischen Fragen interessiert, die Erkenntnistheoretiker hingegen nicht so sehr für Fragen an der Schnittstelle zur IT“, resümiert die Wissenschaftlerin. In der Folge richtete Simon ihr Arbeitsfeld eher Richtung Computerethik aus.

Nach ihrer Promotion wurde sie 2011 Leiterin des Projekts „Epistemic Trust in Socio-Technical Epistemic Systems“ des Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) am Institut für Philosophie der Universität Wien. Zugleich arbeitete sie zunächst als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Technologie des Instituts für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse (ITAS) in Karlsruhe und dann als Associate Professor für Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie an der IT University in Kopenhagen. 2017 dann wurde sie als Professorin für Ethik in der Informationstechnologie an die Universität Hamburg berufen – nicht an einem philosophischen Institut, sondern am Fachbereich für Informatik.

„Ich habe immer sehr stark interdisziplinär unterrichtet“, betont Simon, „daher ist die Arbeit an einem IT-Fachbereich für mich nicht neu. Zudem gab es hier in Hamburg von Anfang an eine sehr enge Zusammenarbeit mit den Kollegen aus der Philosophie.“ Zurzeit ist Simon vor allem in zwei Forschungsprojekten involviert. Das erste, „Information Governance Technologies“, befasst sich mit der Frage, inwiefern und inwieweit uns Informationstechnologien steuern, aber auch, wie sich Informationstechnologien ihrerseits steuern lassen. In dem zweiten, „Governance von und durch Algorithmen“, wird untersucht, wie die Governance von risikobehafteten Algorithmen gestaltet werden kann und wie Algorithmen ihrerseits Governancefunktionen ausüben und dadurch Bestandteil der Governance zur Risikominderung von Algorithmen werden können. „Das sind zugleich auch die Kernthemen, die mich persönlich in den letzten Jahren beschäftigt haben“, erläutert die Wissenschaftlerin, „also Big Data und künstliche Intelligenz, insbesondere in der Kopplung von erkenntnistheoretischen, ethischen und politischen Fragen.“

Zu diesem Zweck ist es wichtig, zunächst Aspekte der anfallenden Daten auseinanderzuhalten: ihr Volumen, die Geschwindigkeit ihrer Verarbeitung und die Unterschiedlichkeit von Datentypen und Datenquellen. „Aktuell wird im Rahmen der KI vor allem maschinelles Lernen diskutiert, also die statistische Analyse großer Datenmengen mit dem Ziel, Muster zu erkennen, zu klassifizieren oder Prognosen zu erstellen – sei es in der Medizin, bei der Strafverfolgung oder zu kommerziellen Zwecken.“ Da es dabei auch immer darum gehe, Ent-

scheidungen an Softwaresysteme zu delegieren, sei es wichtig, Informatikerinnen und Informatiker für ethische Fragen zu sensibilisieren. Schon bei der Entwicklung einer Software müsse man sich etwa Gedanken darüber machen, welche Daten verwendet, wie diese aufbereitet und bereinigt werden – und nicht erst, wenn die Software als Produkt in der Welt sei.

Ein gutes Beispiel für eine gesellschaftsrelevante, aber dennoch von vielen Bürgern als problematisch empfundene Software war und ist die sogenannte Corona-App. „Ich war eine Verfechterin dieses Ansatzes, der da verfolgt wurde“, erläutert Simon. „Und auch im Rückblick würde ich sagen, es war eine Erfolgsgeschichte, eben weil die Bundesregierung den Empfehlungen von Organisationen und NGOs gefolgt ist und eine dezentral arbeitende App entwickelt wurde, die datenschutzfreundlich ist.“ Auch wenn es etwa aus epidemiologischer Sicht durchaus verlockend gewesen wäre, Daten zentral zusammenzufassen und zu speichern, sei es für die Akzeptanz in der Bevölkerung doch wichtig gewesen, diesen Weg nicht zu gehen. Zudem hätten Apple und Google deutlich gemacht, dass eine solche App nur dezentral laufen könne und eine zentrale Lösung mit den gängigen Betriebssystemen nicht machbar sei. „Das zeigt zweierlei: zum einen, wie abhängig man von den großen Playern ist. Zum anderen, dass zivilgesellschaftliche Intervention von Personen und Organisationen, die sich in der Materie auskennen, tatsächlich etwas bewirkt.“

Netzplattformen und Bürgergesellschaft

Das zweite große Thema, das die Öffentlichkeit nicht zuletzt auch wegen der Debatten rund um die Coronamaßnahmen in den letzten Monaten beschäftigt hat, ist die Frage der freien Meinungsäußerung auf den einschlägigen Plattformen. Ein grundlegendes Problem scheint dabei immer wieder zu sein, dass viele Nutzer YouTube u. a. als eine Art Agora oder Speakers' Corner wahrnehmen und dabei vergessen, dass es sich hierbei um Privatunternehmen handelt, die im Grunde frei darüber bestimmen können, was auf ihren Servern gespeichert wird. Wichtig, so Judith Simon, sei allerdings auch die Nutzerperspektive. „Wenn vom Verbraucher aus gedacht wird und diese Plattformen die Schaltstelle zwischen Inhalt und Nutzer sind, dann haben diese Konzerne bestimmte Pflichten. Wie diese auszusehen haben und wie diese umzusetzen sind, ist eine andere Frage.“ Hinzu komme, dass die Internetkonzerne dabei seien, alternative Infrastrukturen aufzubauen. „An die Bereitstellung von Infrastruktur“, so Simon, „sind aber gewisse Pflichten gekoppelt. Das gilt umso mehr, als hier Abhängigkeiten und Quasimonopole geschaffen werden.“ Dies gelte in Europa und Nordamerika, sehr viel mehr noch aber in anderen Regionen der Welt, wo das Internet mangels Alternativen oft identisch mit Facebook sei.

Allerdings, so mahnt die Wissenschaftlerin, seien die zu verwaltenden Datenökosysteme unglaublich komplex und damit die Umsetzung gesellschaftlicher Ziele abhängig von einer Vielzahl unterschiedlichster Aspekte, angefangen von den zuständigen Verantwortlichen bis hin zu den Ebenen, auf

denen man regulierend ansetzen kann. „Ich verstehe das Ziel von Diversität und Neutralität in der Mediengestaltung, sehe aber auch, dass häufig viel Naivität darüber vorhanden ist, wie das konkret auszugestalten ist.“

Um sich zunächst über die normativen Ziele klar zu werden, sei es hilfreich, die jeweiligen Plattformen im Kontrast zu anderen Einrichtungen zu sehen, so könne man Unterschiede und Gemeinsamkeiten eher erkennen – etwa zu Verlagen oder TV-Sendern oder Postunternehmen. „Man kann diese Plattformen nicht mit traditionellen Unternehmen gleichsetzen, es ergeben sich aber Überschneidungen – und aus denen erwachsen Pflichten“, so Simon, „die sich aus den sehr unterschiedlichen Nutzungsformen und sozialen Sphären ableiten.“

Gesellschaftspolitische Fragen zum Umgang mit Daten stellten sich bekanntlich jedoch nicht nur hinsichtlich privater Konzerne, sondern auch mit Blick auf den Staat. Seit dem Aufstieg des Nationalstaates sei dieser an der Sammlung von Daten interessiert. Und dies nicht nur, um besser oder effizienter zu regieren, sondern auch, um das Regierungshandeln zu legitimieren. Das habe aber immer auch eine demokratiegefährdende Schlagseite, denn wer mit wissenschaftlichen Daten operiere, der brauche streng genommen keine Politik mehr, sondern nur noch Rechner.

„Datenbasierte Entscheidungen sind durchaus sinnvoll. Nur in der Zwischenzeit sind immer weitere Bereiche unseres Lebens vermessen worden, was bedeutet, dass immer mehr Aspekte unseres Lebens quantifiziert und bewertet werden.“ Hier drohe, wie es der Philosoph Michael J. Sandel in seinem jüngsten Buch ausgedrückt habe, eine „Tyranny of Merit“, also eine Tyrannei der Verdienste und des sozialen Wohlverhaltens. Das gefährde nicht nur die Freiheit des Einzelnen, sondern führe auch – man denke nur an Versicherungsunternehmen oder Krankenkassen – zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft.

„Ich bin froh, wenn Politik evidenzbasiert und wissenschaftlich begründet abläuft“, fasst Judith Simon zum Schluss ihre Überlegungen zusammen, „aber man muss sich in bestimmten Bereichen überlegen, welche Daten man erhebt, welche nicht – und warum. Das kann man nicht kategorisch machen. Es geht vielmehr immer um den angemessenen und sinnvollen Umgang mit Daten.“



Dr. Alexander Grau arbeitet als freier Kultur- und Wissenschaftsjournalist u. a. für „Cicero“, „NZZ“ und den Deutschlandfunk.

Wut – Empörung – Solidarität: soziale Medien und ihre Affekt- dynamiken

Emotionen und Affekte als Elemente sozialer Ordnung

Was genau sind Emotionen und Affekte? Darüber herrscht in der Wissenschaft keineswegs Einigkeit. Entsprechend sind auch die Vorstellungen davon, in welchem Verhältnis Emotionen, Affekte und gesellschaftliche Ordnung zueinander stehen, durchaus unterschiedlich. Während ein großer Teil der psychologischen und neurowissenschaftlichen Forschung davon ausgeht, dass Emotionen angeboren, stabil, klar definiert und universal sind (Ekman 1992), verfügt die sozialwissenschaftliche Forschung über eine langjährige Tradition, in der Emotionen als durch und durch sozial und kulturell geformt begriffen werden. Wem gegenüber wir Respekt empfinden, wer sich beschämt fühlt oder in welcher Weise Schuld erlebt wird, das hängt in hohem Maße mit gesellschaftlichen Machtpositionen, Hierarchie und Ungleichheiten zusammen. Zugleich können Emotionen selbst soziale Strukturen schaffen: So ist die Liebe zwischen Eltern und Kind konstitutiv für eben dieses soziale Verhältnis. Auch wenn Emotionen individuell zugerechnet werden (jemand ist wütend oder glücklich), so sind sie doch stets als soziale und kulturelle Struktur zu begreifen, um ihre Bedeutung für die Konstituierung von sozialer Ordnung (oder für deren Fragilität und Brüchigkeit) angemessen erfassen zu können.

Arbeiten zu Scham (Neckel 1991) oder Demütigung (Frevert 2017) machen sichtbar, in welcher Weise durch Emotionen auch in historischer Perspektive soziale Ordnung geschaffen, aufrechterhalten oder irritiert wird. Illouz (2016) hat eindrucksvoll gezeigt, wie Liebe als Gefühl im Kapitalismus zu einem warenförmigen Gut geworden ist. Hochschild's (1979) frühe Konzepte von „emotion work“ und „feeling rules“ machen zudem deutlich, dass das Empfinden und Zeigen spezifischer Emotionen ein zutiefst sozialer Lernprozess ist. Als Bausteine sozialer Ordnung organisieren solche Gefühle Gemeinschaften und Zugehörigkeit, also ein *Wir* und ein *Ihr*. Emotionen werden dabei zumeist als diskrete, episodische, explizite und kulturell elaborierte Phänomene verstanden. In der Verschränkung von körperlichen Reaktionen, Bewertungen und innerem Erleben treten sie für eine begrenzte zeitliche Dauer auf. Scham, Freude, Hass oder Schuld empfinden wir in der Regel in einer konkreten Situation mit einer spezifischen Intensität und Gerichtetheit.

Ergänzend steht mit dem Begriff des Affekts ein Konzept zur Verfügung, das stärker latente, dauerhafte, fluide Intensitäten zwischen Körpern – humanen wie nonhumanen – in den Blick rückt. Mit einem solchen weiten Verständnis von Körpern werden auch Artefakte und Technologien eingeschlossen, also mit Screens oder „wearable technologies“ eine Vielzahl von Objekten, die für digitale Kommunikation eine zentrale Rol-

Der Beitrag diskutiert, wie soziale Medien Emotionen und affektive Intensitäten erzeugen und wie Funktionsweise und Distributionslogik sozialer Medien maßgeblich durch Emotionsregeln und gesellschaftliche Affektdynamiken strukturiert werden. Begreifen wir Emotionen als wesentlichen Bestandteil sozialer Ordnung, so gewinnen digitale Netzwerkplattformen als „affect generators“ eine wesentliche Rolle bei der Formierung zeitgenössischer gesellschaftlicher Affektstrukturen. Der Beitrag verbindet emotionssoziologische und affekttheoretische Konzepte mit dem kommunikationswissenschaftlichen Verständnis digitaler Medien, um so in einer relationalen Perspektive „affective publics“ als Resultat der wechselseitigen Konstituierung von Emotionen und digitalen Medien zu verstehen.

le spielen. Mit dem „turn to affect“ (Clough/Halley 2007; Lünenborg/Maier 2018) in kultur- wie sozialwissenschaftlicher Forschung hat sich auch die Analyse von Medien und deren Nutzung auf Fragestellungen jenseits der Repräsentation erweitert. Gemeint ist damit, dass Medien nicht allein auf der Ebene von Aussagen und Diskursen Bedeutung erzeugen, sondern auch unmittelbar – eben affektiv – Spannung und Erregung, Unlust oder Beruhigung vermitteln. So lassen sich Affekte als Rohmaterial von Emotionen betrachten. Sie sind dynamisch und relational, also fortwährend reaktiv mit Blick auf andere Körper und Umgebungen. Das Vermögen, zu affizieren und affiziert zu werden, also selbst Affekte auszudrücken und in der Lage zu sein, bei anderen menschlichen Körpern Affekte zu erzeugen, ist essenziell für (humane) Körper. So sind Affekte jeglicher Form sozialer Praxis eingeschrieben – dabei gibt es allerdings große Unterschiede in der Intensität oder Expressivität ihres Ausdrucks. Mit Norbert Elias (1994) lässt sich der Prozess gesellschaftlicher Zivilisation in hohem Maße als Modus der Affektregulation und -kontrolle verstehen. So stellt Affektregulation eine spezifische affektive Praxis dar. Und genau diese Praxis wird in hohem Maße durch soziale Medien, die im Alltag ihrer User tief verankert sind, ausgeübt.

Emotionen und Affekte in sozialen Medien

Medien lassen sich als Institutionen der Inszenierung, Herstellung und Zirkulation von Emotionen und Affekten verstehen. Emotionen bilden den Gegenstand von Medieninhalten sowie das Muster narrativer Strukturen (z. B. Heldenreise). Mediale Erzählungen liefern „feeling rules“, indem sie vermitteln, welche Emotionen als angemessen gelten und wie diese zum Ausdruck gebracht werden sollen. Und auch die Erzeugung von Medienproduktion ist mit Emotionsarbeit aufseiten der Produzierenden verbunden – und sei es durch die spezifischen Anstrengungen, die unternommen werden, um beispielsweise die journalistische Nachricht frei von Emotionen erscheinen zu lassen (Wahl-Jorgensen 2019). Schließlich spielen Emotionen in der Rezeption eine wesentliche Rolle bei der Auswahl von, Zuwendung zu und Verarbeitung von Medienangeboten (Konijn 2013).

Weil digitale Plattformen spontane, unmittelbare Gefühlsausdrücke ermöglichen, sind bei ihnen die Konventionen der Regulation von Emotionen durch etablierte Mediengattungen außer Kraft gesetzt. Die Beziehung zwischen Emotionen und sozialen Medien ist dadurch komplexer und widersprüchlicher, als es bei traditionellen Medien der Fall ist.

Die Entgrenzung zwischen Individual- und Massenkommunikation, die für soziale Medien charakteris-

tisch ist, erzeugt emotionstheoretisch Kontingenz und Unsicherheit. Hier tauchen intime Nähe und komplexe Öffentlichkeit unmittelbar nebeneinander auf.

Handeln in und mit sozialen Medien lässt sich als zutiefst affektive Praxis begreifen, die keines Bezugs auf außermediale Emotionsäußerungen bedarf. Mit dem Konzept der affektiven Medienpraktiken („affective media practices“, Lünenborg/Maier 2019) lassen sich Formen des Teilens, Likens und Kommentierens beschreiben. So irritieren affektive Medienpraktiken von Usern jene tradierten Selektions- und Distributionslogiken, die den Journalismus historisch mit der Autorität versehen haben, zu sagen, was wichtig ist. Auch Haten, Trollen und Flamen sind Beispiele für affektiv aufgeladene Zuwendungen zu sozialen Medien.

Relevant ist nicht das Verhältnis von außermedial vorhandenen Emotionen und deren Repräsentation in Medien(-texten), sondern der affektive Gehalt des Agierens mit Medien selbst. In diesem Sinne bezeichnet van Dijcks Analyse des „engineering sociality in a culture of connectivity“ (2013, S. 3) einen zutiefst affektiven Prozess. Das Herstellen und Aufrechterhalten von Sozialität mittels digitaler Plattformen basiert auf affektiver Arbeit aller Beteiligten.

Dabei präfigurieren digitale Plattformen diese Erzeugung von Affekten – z. B. durch normierte Ausdrucksformen wie den Like-Button. Wichtig erscheinen dabei auch die Kontrolle und Regulation von Emotionen, die von Usern in der Interaktion genauso geleistet werden wie von Community-Managerinnen und -Managern, Plattformbetreiberinnen und -betreibern oder der Rechtsprechung. Wie eng dabei die Verbindung zwischen Emotionen und Medien gestaltet ist, zeigt sich an neueren Formen von „sensitive media“, also sensorgestützten digitalen Geräten, die unmittelbar auf Körpersignale reagieren und affektregulierende Angebote (Musikvorschläge, Erinnerung an Sporteinheiten) machen. Indem die dabei generierten Daten in sozialen Medien geteilt werden, sind diesen Formen der affektiven Vermessung und Optimierung des eigenen Körpers Merkmale des Wettbewerbs unmittelbar eingeschrieben.

Diese Angebote zielen auf eine emotionale Bindung zwischen Usern und Medien ab, die Bolter und Davis (2018) mit dem Begriff des „affective feedback loop“ als grundsätzlich unabgeschlossene Wiederholung von affektiver Äußerung und Reaktion begreifen. Algorith-

misch formierte Plattformstrukturen stimulieren so eine möglichst lange Verweildauer der User durch zielgruppengenaue affektive Adressierung. Die ökonomisch getriebene Architektur digitaler Plattformen zielt auf beständige Affektlenkung sowie Steuerung ihrer Intensität und Dauer ab. Insofern erscheint die – in der Kommunikationswissenschaft dominierende – Fokussierung auf (erwünschte) Deliberation in Online-diskursen als verkürzt, stellt doch „affective attunement“ – die affektive Bindung von Usern als primäres Ziel von Kommunikation in digitalen Netzwerkplattformen – eine treibende Dynamik dar.

Empörungskaskaden und Hate Speech als affektive Dynamiken

Als Empörungskaskaden oder -wellen lassen sich jene Kommunikationsprozesse in sozialen Medien bezeichnen, bei denen User öffentlich kritisieren und dabei oft aggressiv und beleidigend auftreten. Solche Shitstorms erzeugen in ihrer zeitlichen Dynamik und Intensität für einzelne Personen oder auch Organisationen eine Form öffentlicher Beschämung, die dem historischen Pranger ähnlich sein kann. Die Historikerin Frevert (2017) spricht bei der „Beschämung online“ davon, dass sich hier Beschämungen von ihrem gesellschaftlichen Rahmen und von ihren klassischen Funktionen gelöst haben. Scham und Beschämung haben gesellschaftlich den Sinn, Normverstöße zu ahnden und damit die Integration sozialer Gruppen und Gemeinschaften sicherzustellen. Diese Funktion sei in digitalen Netzwerken verloren gegangen: „Im Zentrum steht vielmehr die Demütigung als Demütigung, der Spaß an Erniedrigung, Beschämung als Selbstzweck“ (ebd., S. 141). Durch soziale „Entbettung“ in digitalen Netzwerken verliert die gesellschaftliche Regulation von Emotionen an Bedeutung. Demütigung dient dann allein dem Zweck der Exklusion.

Mit dem Begriff „Hate Speech“ wird in der Forschung jene Kommunikation gefasst, die menschenverachtende, sexistische, rassistische oder homophobe Beleidigungen enthält und als „uncivil behaviour“ zusammengefasst wird. Mit der Bezeichnung „harmful speech“ oder „online harassment“ (Faris u. a. 2016) scheint das Problem angemessener bezeichnet, denn Emotionen sind hier im engeren Sinne nicht im Fokus. Entsprechend setzen die Vorschläge zur Regulation von

Onlinediskursen bei der Vermeidung von ausschließenden Praktiken an und greifen also auf *rationale Steuerungsstrategien* zur Verhinderung von Diskriminierung zurück. Neben einschlägiger Forschung hat dies auch konkrete Initiativen (#IchBinHier oder NoHateSpeech) ausgelöst.

Solche Empörungskaskaden widersprechen also zweifellos dem Habermas'schen Ideal des rationalen Diskurses. Doch anstatt einen emotionsfreien Informationsaustausch anzustreben – ein zweifelhaftes Unterfangen, wenn wir menschliche Interaktion per se als affektiv grundiert verstehen –, erscheint ein reflexiver Umgang erstrebenswert, der nicht auf Verbot oder dem Ausschluss von Emotionen aus öffentlicher Kommunikation basiert. Darauf verweist Sara Ahmed (2004), die mit ihrem Konzept der „affective economy“ nicht die Normverletzung, sondern Emotionen wie Hass, Zorn oder Empörung ins Zentrum der Analyse rückt. Sie zeigt, wie Emotionen, gebunden an Zeichen, Bilder oder Texte, wirkmächtig zirkulieren und als „affective politics of fear“ insbesondere von rechtspopulistischen und rechtsautoritären Akteurinnen und Akteuren eingesetzt werden.

Solidarität und Empathie: Aktivismus und Memes als affektive Praktiken

Doch neben dem besorgten Blick auf das Bedrohliche von Angst und Hass ist Aufmerksamkeit auf die *Potenziale* sozialer Medien und ihrer affektiven Kräfte ebenso wichtig. So dienen bei einer Vielzahl an Protesten (Occupy Wall Street #OWS, #BlackLivesMatter) oder Solidarisierungskampagnen (#RhodeMustFall) soziale Medien dazu, transnational Solidarität, Empörung und Mobilisierung zu konkreten Protestaktionen zu generieren. Ob als transnationales Mitgefühl nach Terroranschlägen (#JeSuisCharlie) oder als globale Empörung (#HongKongProtests), Emotionen werden durch soziale Medien erzeugt und zirkulieren in hoher zeitlicher Dynamik. Niedrigschwellige Artikulationsmöglichkeiten und damit verbundene Optionen zur Ermächtigung (#aufschrei, #MeToo) ermöglichen es, zuvor tabuisierte Themen öffentlich werden zu lassen. Damit verschieben sich Grenzen zwischen Persönlichem und Öffentlichem, auf diese Weise wandelt sich Scham in Empörung. „Unschuldiges“ Nichtwissen wird zu Komplizenschaft, Desinteresse verwandelt sich in kollektive Verantwortung.

Memes als Form digitaler Diskursintervention lassen sich dabei als eigenständige symbolische Form affektiver Medienpraktik begreifen, die um Deutungshoheit bei kontroversen Themen ringt. Witz, Subversion und populärkulturelles Wissen ermöglichen die kreativen und oftmals subversiven Formen, die Shifman (2011) als semiotischen Aushandlungsprozess fasst.

„Affective publics“ – zur Relevanz von Emotionen für die Konstituierung von Öffentlichkeiten

Die Vielzahl affektiver Medienpraktiken gestaltet weitreichende Dispositionen, bei denen die Zuwendung zu Medieninhalten, die Interaktion mit Medientechnologien sowie die Adressierung als Nutzer nachhaltig affektiv strukturiert werden. Tradiertere Konzepte zur Konstituierung von Öffentlichkeit, die primär einem rationalen Diskurs verpflichtet sind (Habermas 1962), können diese affektiv grundierten Dynamiken nicht angemessen erfassen und erklären.

Mit dem Konzept „affective publics“ hat Papacharissi (2015) den Strom von Äußerungen bezeichnet, bei denen Meinungsäußerungen, Bewertungen und Gefühle verschmelzen, so wie es in alltäglichen Äußerungen oftmals selbstverständlich ist. Dieses Konzept erscheint sinnvoll, um das performative Hervorbringen von Formen des Öffentlichen durch das relationale Gefüge von Medientechnologien, verkörperten Praktiken der User und multimodalen Medientexten zu beschreiben. Affekte erscheinen dabei als zentral für das Hervorbringen von Öffentlichkeiten (im Plural). Der analytische Blick auf das Affektive ermöglicht es so, den relationalen, performativen und prozessualen Charakter des Öffentlichwerdens zu erfassen (Lünenborg 2020). Um der Bedeutung nutzergenerierter Inhalte und der dynamischen Interaktion in den Strukturen digitaler Plattformen gerecht zu werden, müssen genau jene dort wirksam werdenden affektiven Dynamiken in den Fokus rücken. So werden affektive Kräfte nicht als Gegenpol zum rationalen Diskurs sichtbar, sondern sind als basales Element sozialen Handelns stets mit dem Diskursiven verschränkt. Professionell erzeugte Medienangebote sind in ihrem Ringen um Sichtbarkeit und Deutungshoheit stets den affektiven Dynamiken sozialer Medien ausgesetzt. Diese können verstärken, kontrastieren oder irritieren.

Die technologische Infrastruktur prägt und strukturiert solche Formierungen des Öffentlichen, hergestellt jedoch werden sie in den affektiven Praktiken der User. Als hochgradig dynamische, zeitlich gebundene und oftmals nur flüchtige Erscheinungen wird Öffentliches zu einer fluiden Struktur, bei der Phänomene wie Ansteckung, Mimikry oder Viralität – ohne damit allzu simple Gleichsetzungen mit biologischen Vorgängen assoziieren zu wollen – das Charakteristische von Affekten sichtbar machen.

Fazit

Die Architektur sozialer Medien zielt in hohem Maße auf Intensivierung und Regulation von Affekten ab. Begreifen wir Emotionen als wesentliche Bausteine sozialer Ordnung, so lässt sich erkennen, in welchem Maße die Affektökonomie sozialer Medien an der Restrukturierung eben dieser sozialen Ordnung mitbeteiligt ist. Die intensivierten affektiven Dynamiken öffentlicher Debatten basieren *auch* auf den spezifischen Affordanzen digitaler Plattformen und ihren ökonomischen Triebkräften. Einerseits erzeugen soziale Medien spezifische emotionale Artikulationen und Praktiken. Zugleich jedoch werden soziale Medien erst in ihrer spezifischen Nutzung und Aneignung wirksam. Insofern erscheint es angemessen, von einem *wechselseitig konstituierenden Verhältnis* zwischen Emotionen und digitalen Netzwerkmedien zu sprechen. Die Gestaltung von Memes oder die Nutzung von Emoticons sind Beispiele dafür, wie User eigenständige, zuweilen subversive Ausdrucksweisen entwickeln, bei denen der Erzeugung und Kommunikation von Emotionen eine besondere Bedeutung zukommt.

Literatur:

- Ahmed, S.:** *Affective Economies*. In: *Social Text*, 2/2004/22, S. 117–139
- Boler, M./Davis, E.:** *The Affective Politics of the „Post-Truth“ Era: Feeling Rules and Networked Subjectivity*. In: *Emotion, Space and Society*, 27/2018, S. 75–85
- Clough, P. T./Halley, J.:** *The Affective Turn. Theorizing the Social*. Durham, NC/London 2007
- Dijk, J. van:** *The Culture of Connectivity. A Critical History of Social Media*. New York 2013
- Ekman, P.:** *An Argument for Basic Emotions*. In: *Cognition and Emotion*, 3–4/1992/6, S. 169–200
- Elias, N.:** *Über den Prozeß der Zivilisation. Wandlungen der Gesellschaft: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation* (Band 2). Frankfurt am Main 1994¹⁸
- Faris, R./Ashar, A./Gasser, U./Joo, D.:** *Understanding Harmful Speech Online*. Berkman Klein Center for Internet & Society Research Publication. Cambridge, MA/Harvard University 2016. Abrufbar unter: <https://dash.harvard.edu> (letzter Zugriff: 26.02.2020)
- Frevert, U.:** *Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht*. Frankfurt am Main 2017
- Habermas, J.:** *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1962
- Hochschild, A. R.:** *Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure*. In: *American Journal of Sociology*, 3/1979/85, S. 551–575
- Illouz, E.:** *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt am Main 2016⁶
- Konijn, E. A.:** *The Role of Emotion in Media Use and Effects*. In: K. E. Dill (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Media Psychology*. New York 2013, S. 187–248
- Lünenborg, M.:** *Affective Publics: Understanding the Dynamic Formation of Public Articulations Beyond the Public Sphere*. In: A. Fleig/C. von Scheve (Hrsg.): *Public Spheres of Resonance. Constellations of Affect and Language*. New York 2020, S. 30–48
- Lünenborg, M./Maier, T.:** *The Turn to Affect and Emotion in Media Studies*. In: *Media and Communication*, 3/2018/6, S. 1–4
- Lünenborg, M./Maier, T.:** *Analyzing Affective Media Practices by the Use of Video Analysis*. In: A. Kahl (Hrsg.): *Analyzing Affective Societies. Methods and Methodologies*. New York 2019, S. 140–161
- Neckel, S.:** *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Frankfurt am Main/New York 1991
- Papacharissi, Z.:** *Affective Publics. Sentiment, Technology, and Politics*. New York 2015
- Shifman, L.:** *An Anatomy of a YouTube Meme*. In: *New Media & Society*, 2/2011/14, S. 187–203
- Wahl-Jorgensen, K.:** *Emotions, Media and Politics*. Cambridge 2019

In Kürze erscheint das Buch *Affektive Medienpraktiken: Emotionen, Körper, Zugehörigkeiten im Reality TV*, das im Sonderforschungsbereich „Affective Societies“ entstanden ist, gemeinsam mit Claudia Töpfer, Laura Sûna und Tanja Maier.



Dr. Margreth Lünenborg ist Professorin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin. Sie leitet das Forschungsprojekt „Journalismus und seine Ordnung der Emotionen“ im Sonderforschungsbereich „Affective Societies“.

Fred Mast

Wahrnehmung, Schein und Wirklichkeit

Computerspiele und virtuelle Realität sind neue Herausforderungen für unser Wahrnehmungsvermögen und unseren Sinn für Realität. Durch ein besseres Verständnis unserer Wahrnehmung können wir den Umgang mit diesen Medien optimieren, Falschinformation besser erkennen und den digitalen Wandel meistern.

Sehen wir mit den Augen?

In der Schule wird uns beigebracht, dass wir mit den Augen sehen und mit den Ohren hören. Diese Sichtweise ist irreführend. Augen und Ohren stellen uns *sensorische Daten* zur Verfügung, die im Gehirn mithilfe von Vorwissen, Erwartungen und Annahmen ausgewertet werden. Erst aus diesem Zusammenspiel resultiert unsere Wahrnehmung. Die sensorischen Daten aus den Augen und Ohren sind verrauscht, ungenau und nicht *eindeutig*. Letzteres soll anhand eines Beispiels erklärt werden: Unsere dreidimensionale Umgebung bildet sich auf der zweidimensionalen Netzhaut ab; somit gehen sämtliche Informationen über räumliche Tiefe verloren. Unser Gehirn muss die räumliche Tiefe aus den sensorischen Informa-

tionen der beiden zweidimensionalen Abbildungen auf der Netzhaut erschließen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einem inversen Problem: Es besteht eine enorme Anzahl möglicher Lösungen, wie das Objekt in der Welt aussehen könnte. Dennoch resultiert aus der Verarbeitung jeweils nur *eine* Lösung, die zudem diejenige ist, die meistens die beste ist – so, dass wir die Welt um uns herum dreidimensional wahrnehmen und mit dieser Welt erfolgreich interagieren können. Mehrdeutig sind Sinnesinformationen nicht nur beim Sehen, sondern auch beim Hören, Tasten oder bei der Kontrolle der Körperhaltung. Auf jeden Fall kann man an dieser Stelle festhalten: Die Informationen von den Sinnesorganen sind unzureichend: Wir sehen *nicht* mit den Augen, sondern mit dem Gehirn.

Nur ein „Fake“?

Vorwissen, Erwartungen und Annahmen machen die Wahrnehmung überhaupt erst möglich. Jegliche Form der Wahrnehmung beinhaltet Top-down-Informationen, die dazu benötigt werden, den Ursprung der sensorischen Information zu erschließen. Wir haben keinen direkten Zugang zu den – im Kant'schen Sinne – Dingen an sich. Wahrnehmung ist immer ein „best guess“, der sich, worauf bereits Hermann von Helmholtz (1821 – 1894) hingewiesen hat, *unbewusst* vollziehen kann. Es wäre in der Tat nicht effizient, wenn wir über jeden Wahrnehmungsvorgang bewusst nachdenken müssten. Aber Vorwissen, Erwartungen und Annahmen können auch auf *bewusste* Weise in die Wahrnehmung eingreifen. Wir wissen, dass gewisse Szenarien häufiger auftreten als andere, was wiederum deren Wahrnehmung beeinflussen kann. Auch wenn wir selektiv nach gewissen Merkmalen suchen, finden wir diese und übersehen dabei andere. Zauberer lenken unsere Aufmerksamkeit gezielt so, dass wir relevante Informationen nicht beachten. Auch „Fakes“ von Videos unterwandern unsere Wahrnehmung. Ein Beispiel sind die vermeintlichen Aufnahmen des legendären Bruce Lee, der mit dem Nunchaku eine Partie Tischtennis gespielt haben soll, die sehr beeindruckend aussieht. Man ist geneigt, zu glauben, was man sieht. In unheimlichem Tempo schlägt er die Bälle mit dem Nunchaku präzise zurück auf die Tischplatte und gewinnt gegen erfahrene Tischtennispieler. Alles sieht echt aus. Und es sieht gut aus. Aber es ist ein „Fake“. Das zu verstehen, kostet Aufwand. Wir sind es nicht gewohnt, sensorische Daten zu diskreditieren. Sie melden einen hohen Anspruch auf Wirklichkeit an. Und genau deswegen gehen wir „Fakes“ auf den Leim.

In die virtuelle Realität eintauchen

Auch Computerspiele und virtuelle Realitäten wirken in zunehmendem Maße täuschend echt. Sie bieten eine alternative Wahrnehmungswelt an. Das ist eine neuere Entwicklung, denn fantastische Szenarien wurden für lange Zeit in Form von Literatur oder in Gemälden und Skulpturen festgehalten. Sie hatten nicht den Anspruch, die Wirklichkeit abzubilden. Sie regen die eigene Fantasie an, die wir mit den Möglichkeiten unserer Vorstellungsfähigkeit umsetzen können. Doch so lebendig die Szenarien in unserer Vorstellung auch erscheinen mögen, so bleiben sie eben doch „nur“ vorgestellt. Wir erleben sie nicht wie Inhalte der Wahrnehmung. Fantastische Szenarien in Computerspielen erzeugen hingegen deutliche Sinnesreize und darüber hinaus sind sie im Gegensatz zu Filmen *interaktiv*, so wie es die reale Welt auch ist. Wenn wir Handlungen ausführen, dann beeinflussen wir dadurch das Szenario. Das führt zu einer enormen Steigerung des Gefühls, in dieser Welt drin zu sein. „Being there“ nennt Mel Slater (2018) das Erleben des vollkommenen Eintauchens in eine virtuelle Realität. In eine virtuelle Welt einzutauchen, bedarf nicht viel Motivation. Computerspiele sind oft so gut gemacht, dass viele Menschen gerne ihre Freizeit dafür hergeben. Die Sinnes-

informationen kommen nicht aus der realen, sondern aus der virtuellen Realität und wir lassen uns darauf ein. Da die Sinnesinformationen denjenigen aus der realen Welt in gewisser Weise ähnlich sind, können Computerspiele auch positive Effekte im Alltag zur Folge haben. So verbessern sie das Wahrnehmungsvermögen, das räumliche Denken, die zielgerichtete Aufmerksamkeit und die Fähigkeit, Multitasking zu betreiben. Computerspiele können als Lernumgebung geeigneter sein als die Realität, da sie die Anforderungen an die jeweilige Spielkompetenz anpassen. Aber es entsteht auch eine neue Herausforderung. Wir können den Sinnesinformationen nicht mehr unhinterfragt vertrauen, denn sie bilden ja nicht eine Welt ab, die uns umgibt. Die sensorischen Daten kommen aus einer fiktiven Welt, sie ersetzen die reale Welt. **Wird dadurch unser Sinn für Realität auf die Probe gestellt? Wird die Grenze zwischen Realität und Fantasie porös? Hat der Aufenthalt in der virtuellen Welt Auswirkungen auf die „Rückkehr“ in die reale Welt?**

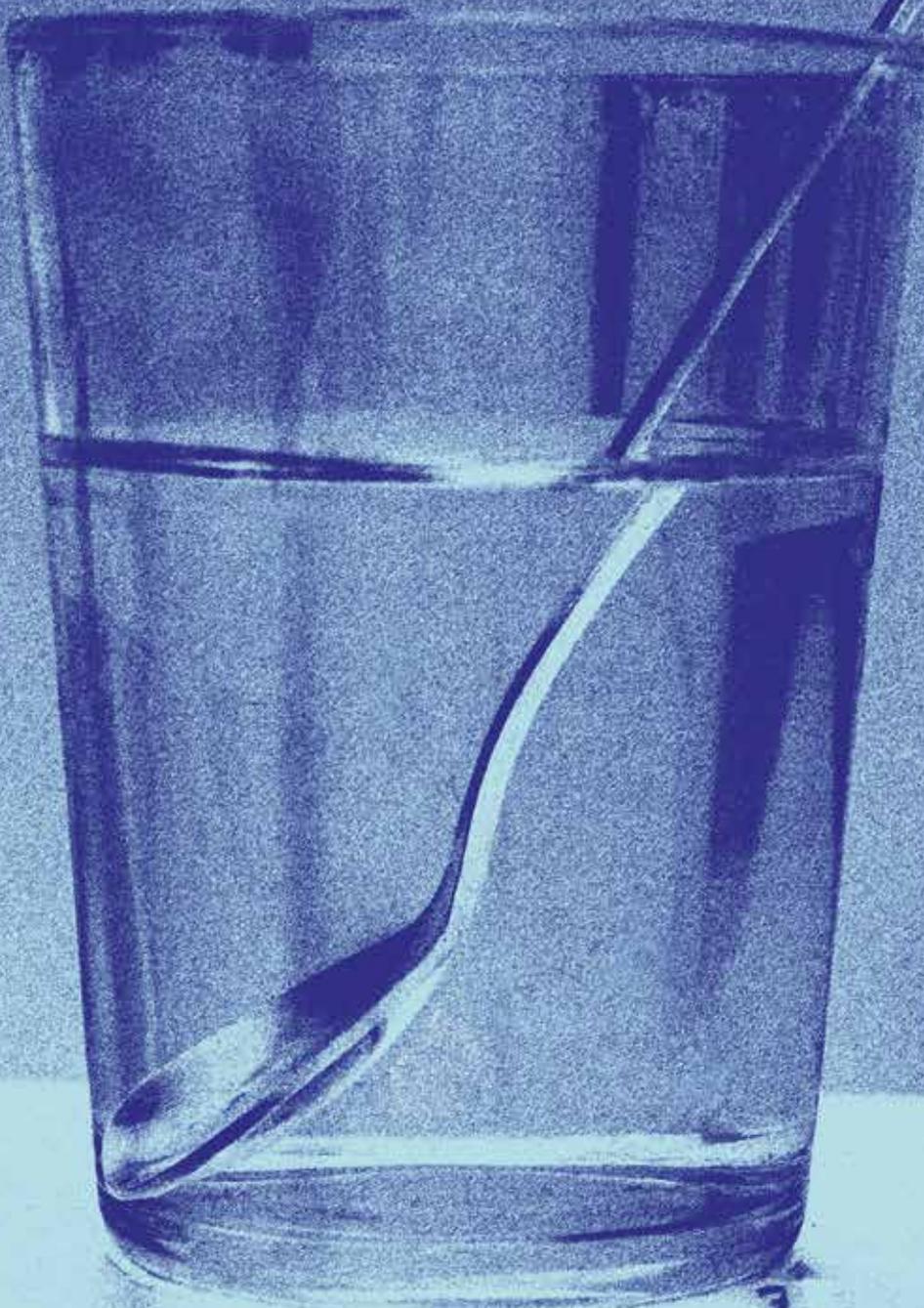
Schein oder Realität?

Diese Fragen führen uns darauf zurück, dass Sinnesinformationen allein die Wahrnehmung nicht bestimmen. Wahrnehmung ergibt sich aus dem Zusammenspiel von Sinnesinformationen mit Vorannahmen, Wissen und Erwartungen. Letztere sind für die Wahrnehmung notwendig. Interessant ist nun, dass wir mithilfe von Wissen auch korrigierend in den Prozess der Wahrnehmung eingreifen können. **Wie kann das gehen?** Wenn wir einen ins Wasser eingetauchten Kochlöffel sehen, dann erhält der Stiel wegen der unterschiedlichen Brechung von Licht in Luft und Wasser einen Knick, wobei wir aber in keiner Weise daran zweifeln, dass der Kochlöffel weiterhin gerade ist. Es sieht eben nur so aus, als hätte er einen Knick. Wir nehmen unsere Wahrnehmung in diesem Fall nicht ernst. Auch die vermeintlichen Wasserpfützen auf der Straße an einem heißen Sommertag sind nicht echt. Obschon augenfällig, sind wir in der Lage, unserer Wahrnehmung die Echtheit abzusprechen. Wir wissen es eben besser, als es uns die sensorischen Daten glauben lassen wollen. Würden wir uns ausschließlich auf die sensorischen Daten stützen, wären wir nicht in der Lage, diese kritisch zu hinterfragen. Aber offenbar können wir das. Wenn wir uns in einer virtuellen Realität befinden, dann wissen wir, dass diese Welt nicht echt ist. Sie fühlt sich aber echt an, wenn wir z. B. vor virtuellem Publikum einen Vortrag halten. Wir schwitzen und sind etwas aufgeregter. Wir kriegen weiche Knie, wenn wir an einem virtuellen Abgrund stehen. Die virtuelle Welt hat den Anspruch, real zu sein – und sie verfehlt ihre Wirkung nicht, aber das macht sie nicht zur Realität.

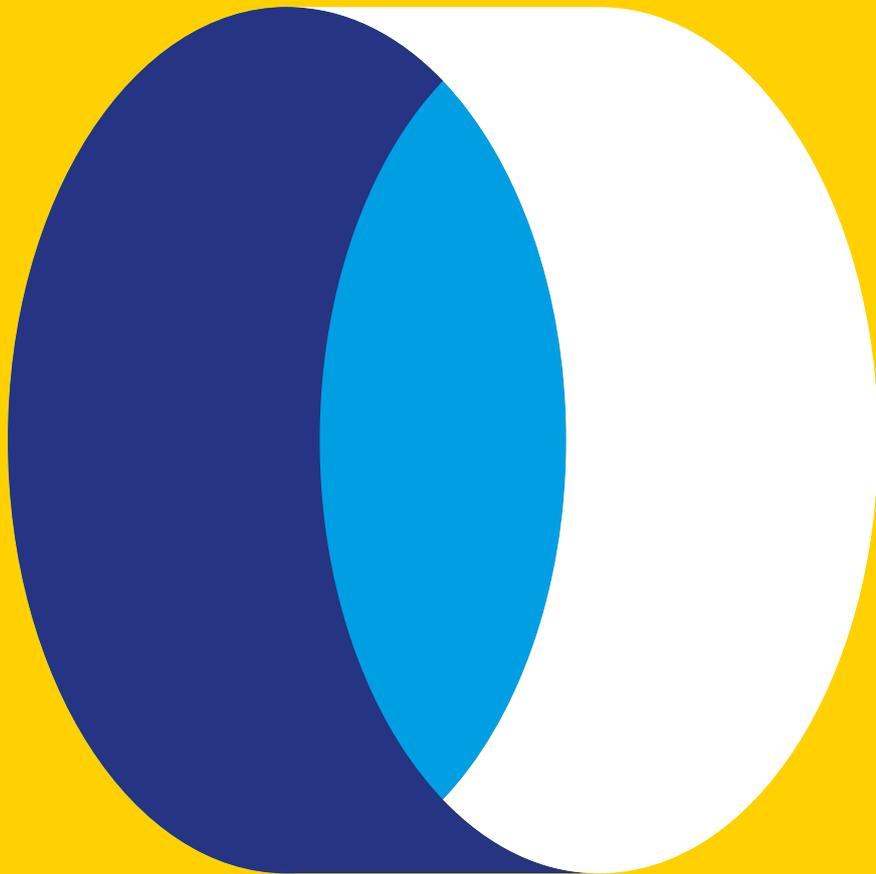
Sich der Ungläubigkeit aussetzen

So ganz allgemein gilt es nun aber auch wieder nicht. Menschen unterscheiden sich darin, wie stark sie sich auf andere Realitäten einlassen können. Dabei geht es weniger darum, dass

»Wir sehen *nicht* mit den Augen,
sondern mit dem Gehirn.«



»In Zukunft müssen wir vermehrt unsere unmittelbare Wahrnehmung hinterfragen.«



man die virtuelle mit der echten Realität verwechselt, sondern um eine Koexistenz mehrerer Realitäten. „Suspension of disbelief“ nennt sich diese Eigenschaft, die ermöglicht, sich auf virtuelle Realitäten einzulassen und sich zugleich der Nichtexistenz der virtuellen Welt gewahr zu sein (de Gelder u. a. 2018). Diese Eigenschaft variiert zwischen Personen und sie kann dafür entscheidend sein, wie sich die virtuelle Welt auf ein bestimmtes Individuum auswirkt. Manche Personen lernen in der virtuellen Welt, finden in ihr Entspannung, können sich von einer Spinnenphobie befreien oder Ängste beim Vortragen überwinden. Andere Personen hingegen profitieren weitaus weniger, weil sie sich nicht auf dieses Medium einlassen können. In Zukunft werden die individuellen Eigenschaften eine wichtigere Rolle spielen, wenn es darum geht, wie moderne Medien in interessanten Anwendungsbereichen wie dem Unterricht, der Rehabilitation oder im Sinne eines kognitiven Trainings im Alter eingesetzt werden können.

Im digitalen Wandel unterwegs

Neue Medien verändern unsere Wahrnehmungswelt. Unsere Wahrnehmungsstrukturen sind teilweise nicht an diese Neuerungen angepasst. Es ist noch vieles unbekannt im Hinblick darauf, wie sich moderne Medien wie die virtuelle Welt auf uns auswirken werden. Stundenlang die Perspektive virtueller Avatare einzunehmen, kann sich auf unser eigenes Körpergefühl auswirken. Moseley u. a. (2008) haben in Laborstudien gezeigt, dass es Einflüsse auf die Körpertemperatur sowie immunologische Parameter geben kann. Nichts deutet hingegen darauf hin, dass sich die Grenze zwischen Realität und Fantasie verschieben wird. Wir verfügen grundsätzlich über die Fähigkeit, unsere Wahrnehmung zu hinterfragen. Das ist vor allem dann angezeigt, wenn wir unsicher sind. Bei sozialen Signalen besteht Interpretationsspielraum. **Mag mich diese Person? Und wenn ja, wie sehr mag sie mich? Könnte ich es wagen, sie auf einen Kaffee einzuladen? Ist mir die neue Arbeitskollegin freundlich gesinnt? Oder ist ihr Lächeln nur aufgesetzt? Muss ich vorsichtig sein, was ich ihr sage?** In solchen Situationen gilt es abzuwägen und nicht vorschnell eine bestimmte Meinung festzulegen, die man später nicht mehr infrage stellen will. Ein neuer Arbeitskollege könnte nämlich auch zum idealen Partner für eine neue Allianz werden. Aber dazu kommt es nur, wenn der allfällig negative Ersteindruck infrage gestellt werden kann. Soziale Signale sind subtil und wir entwickeln dafür ein Gespür. Das Hinterfragen sinnlicher Wahrnehmungserfahrungen kommt – von Beispielen wie mit dem oben erwähnten Kochlöffel abgesehen – weniger häufig vor. Das sind wir nicht gewohnt. In Zukunft müssen wir vermehrt unsere unmittelbare Wahrnehmung hinterfragen. Sonst tragen wir unliebsame Kosten, wenn wir „Fakes“ zu oft für real halten. In Zukunft müssen wir die Evaluation unserer Wahrnehmung gezielt einsetzen und sie weiter differenzieren. Es wird oft gefordert, in Schulen ein Fach wie Medientraining einzuführen. Dies entspringt sicher einer guten Intention, aber neue Medien entwickeln sich rasant und die Schulung müsste

damit Schritt halten können. Das ist keine leichte Aufgabe. Vergleichsweise konstant ist die psychische Konstitution von Menschen. Es ist erstaunlich, wie wenig das vorhandene Wissen darüber, wie Menschen Informationen verarbeiten, Entscheidungen fällen und ihre Umgebung wahrnehmen, einer breiteren Allgemeinheit zugänglich gemacht wird. In der Zeit des digitalen Wandels ist ein besseres Verständnis unserer Wahrnehmung der Schlüssel zu einem effizienten und verantwortungsvollen Gebrauch neuer Medien.

Literatur:

de Gelder, B./Kätsyri, J./de Borst, A. W.: *Virtual reality and the new psychophysics.* In: *British Journal of Psychology*, 3/2018/109, S. 421–426. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1111/bjop.12308>

Moseley, G. L./Olthof, N./Venema, A./Don, S./Wijers, M./Gallace, A./Spence, C.: *Psychologically induced cooling of a specific body part caused by the illusory ownership of an artificial counterpart.* In: *Proceedings of the National Academy of Sciences (PNAS)*, 35/2008/105, S. 13.168–13.172. Abrufbar unter: doi: 10.1073/pnas.0803768105

Slater, M.: *Immersion and the illusion of presence in virtual reality.* In: *British Journal of Psychology*, 3/2018/109, S. 431–433. Abrufbar unter: doi: 10.1111/bjop.12305



Dr. Fred Mast ist Professor an der Universität Bern und leitet die Abteilung für Kognitive Psychologie, Wahrnehmung und Methodenlehre. Sein Buch *Black Mamba oder die Macht der Imagination. Wie unser Gehirn die Wirklichkeit bestimmt* erschien 2020.

Guilty Pleasure

Gerd Hallenberger

Wie aufregend und wie toll war es doch, wenn man als Kind etwas tat, das man nicht tun sollte! Der Reiz des Verbotenen schwingt im Begriff „Guilty Pleasure“, schuldiges Vergnügen, noch mit, obwohl es dabei im Grunde genommen um sehr harmlose Dinge geht. In Bezug auf Medienprodukte ließen sich die meisten davon auch unter „Trash“ subsumieren, aber Guilty Pleasure klingt einfach viel besser und erlaubt weitaus interessantere Assoziationen – und lädt zu drei Grundsatzfragen ein: Was ist damit eigentlich gemeint? Wer entscheidet über die Schuldfrage? Und um welche Art von Vergnügen geht es?

Antworten auf die erste Frage liefert das Internet in großer Zahl, und zwar in Form von Listen und noch mehr Listen. Es gibt beispielsweise separate Aufstellungen von Fernsehserien, Filmen, Popsongs und Bands, die so eingeschätzt werden. Aber nicht nur Mediennutzung, auch andere Vorlieben und Verhaltensweisen können Guilty Pleasure werden – beispielsweise die Pizza um Mitternacht, Seife aus Hotels klauen oder vom ersten Stock eines Hauses mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss fahren. Die moderne, stark medienbezogene Bedeutung hat sich erst in den letzten 50 Jahren durchgesetzt. Davor gab es den Ausdruck zwar schon seit über 100 Jahren, er bezog sich aber auf anderes – etwa auf Bordellbesuche. Bevor in Deutschland der Begriff „Guilty Pleasure“ geläufig wurde, gab es bereits verwandte Bezeichnungen für spezifische popkulturelle Vorlieben, wobei dem „peinlichsten Lieblingsstück“ allein dadurch eine Pionierrolle zukommt, dass in Musikzeitschriften der 1980er-Jahre davon regelmäßig die Rede war.

Alle Nennungen in allen Listen von Guilty Pleasures verbindet, dass „man“ so etwas ja eigentlich nicht mag oder tut, womit wir bei der

zweiten Frage sind. Welches Gericht entscheidet denn hier über die Schuldfrage? Im Falle des „peinlichsten Lieblingsstücks“ ist nicht nur offensichtlich, wie hier geurteilt wird, sondern auch, warum sich jemand diesem Urteil unterwerfen sollte. Anders als heute war für Jugendliche zu jener Zeit der individuelle Musikgeschmack zum einen ein wesentlicher Identitätsmarker – du bist, was du hörst – und zum anderen standen sich viele Geschmacksfraktionen in unversöhnlicher Abneigung gegenüber. Was natürlich nicht verhindern konnte, dass beispielsweise im Einzelfall auch ein Punk ein Stück von „Abba“ mochte. Indem ein Song zum „peinlichsten Lieblingsstück“ erklärt wird, können mehrere Ziele gleichzeitig erreicht werden: Erstens bestätigt man mit dem Etikett „peinlich“ den Wertekodex seiner Gruppe, be-teuert zweitens die weiterhin bestehende Gruppenzugehörigkeit, verleugnet aber drittens nicht den individuellen Geschmack und macht sich viertens vielleicht sogar als wahrhaft autonome Persönlichkeit in der Gruppe interessant – ich bin so stark, ich kann selbst Schwächen zugeben.

Was für das „peinlichste Lieblingsstück“ gilt, trifft auf viele Guilty Pleasures zu: Es geht um unterstellte oder tatsächliche Gruppennormen, um das Teil-sein-Wollen von einem „Wir“, ohne auf die Behauptung eines „Ich“ mit abweichenden Vorstellungen oder abweichendem Verhalten verzichten zu wollen oder zu können. Der Preis dafür ist entweder ein eher vorgespieltes oder ein tatsächliches schlechtes Gewissen. In der heute überwiegenden Verwendungsweise des Begriffs stehen im Hintergrund weniger Gruppennormen als vielmehr allgemeinere oder gesamtgesellschaftliche Wertvorstellungen: Die Frage ist nicht mehr, ob ich noch Punk bin, wenn ich auch „Abba“ mag, sondern ob

ich als eigentlich anspruchsvoller Mensch einen anspruchslosen Film mögen oder trotz meiner Wertschätzung gegenüber gesunder Ernährung gelegentlich einen Hamburger essen kann.

Egal mit welcher urteilenden Instanz man es dabei zu tun hat, im *Guilty Pleasure* werden Gegensätze versöhnt. Einerseits werden Normen anerkannt, andererseits durch das Schuldeingeständnis ein Freispruch eingefordert, was zusätzlich mit drei Argumenten gestützt werden kann: 1) Ich weiß, es ist furchtbar, aber ich muss mir doch einen eigenen Eindruck verschaffen. 2) Ich weiß, es ist furchtbar, aber ich habe da halt eine Schwäche. 3) Es ist so furchtbar, dass es schon fast wieder gut ist. Obwohl dieses Argument der Definition von „Camp“ ähnelt, gibt es einen wichtigen Unterschied: „Camp“ ist etwas nicht, *obwohl* es schlecht ist, sondern *weil* – aber erkennbar mit Liebe gemacht. Einen besonderen Bonus gibt es beim *Guilty Pleasure* auch noch: Indem ich etwas dazu erkläre, muss ich mich nicht auf komplizierte inhaltliche Diskussionen einlassen: Es geht ja nur um Bedeutungsloses und außerdem entspricht das ja nicht, im Falle von Medienangeboten, meinem wirklichen Geschmack oder – bei anderem – meinem üblichen Verhalten.

Unter diesem Schutzschirm lassen sich viele Arten des Vergnügens verbergen. Damit wären wir bei der dritten Grundsatzfrage: Wenn es um Vergnügen bei der Nutzung von audiovisuellen Medienangeboten geht, reicht das Spektrum vom Ausleben eigener Emotionalität, zu der man nicht offen stehen möchte oder kann, über das Erkunden unentdeckter Seiten an sich selbst bis zur vergleichenden Selbstvergewisserung und zur stellvertretenden Scham. Im Falle der Selbstvergewisserung besteht das Vergnügen in der Feststellung, dass es mir im

Vergleich zu den gezeigten Trash-TV-Akteuren doch eigentlich ganz gut geht, im Falle der Fremdscham in der Erleichterung darüber, dass mein moralischer Kompass im Unterschied zu Teilen des Personals beispielsweise von *Frauentausch*, *Sommerhaus der Stars* oder *Promis unter Palmen* noch intakt ist.

Wem es ein Rätsel ist, wie sich aus derartigen Inszenierungen Vergnügen gewinnen lässt, sollte sich vielleicht daran erinnern, wie schwer es uns allen etwa fällt, bei einem Autobahnunfall auf der Gegenseite einfach vorbeizufahren, ohne hinzusehen. Solche Unfälle erinnern uns unvermittelt daran, wie fragil unser bewusst kaum wahrgenommener Alltag doch ist – und wie wertvoll. Trash-TV und *Guilty Pleasures* ganz allgemein spielen mit Grenzen, berühren unsere eigenen Grenzen und ermöglichen es, uns auf ganz einfache Weise und in überraschend intensiver Form selbst zu erleben.

Dr. habil. Gerd Hallenberger ist freiberuflicher Medienwissenschaftler.



Ob im Kino, im Fernsehen oder auf Streamingportalen: Filme und Serien können als eine besondere Form der Kommunikation angesehen werden. Wir fiebern mit Protagonisten mit, fühlen uns in sie ein oder identifizieren uns gar mit ihnen. Tragisch und spannend wird es, wenn eine Medienfigur in eine individuelle Krise gerät. Umso dramatischer, wenn diese Krise lebensbedrohlich ist oder gar den Suizid einer Medienfigur zur Folge hat. Andererseits freuen wir uns, wenn die Medienfigur die Krise übersteht und ihr Leben wieder in den Griff bekommt. Medialen Inszenierungen kann für die Suizidprävention eine entscheidende Bedeutung zukommen.

Dorothea Adler, Hannah Müller-Pein und Frank Schwab

Sterben lassen

Die filmische Inszenierung der Selbsttötung

Wer unseren *tv diskurs*-Beitrag *Ein sensibles Thema. Suizidalität, Suizid und Suizidprävention in den Medien* (Adler/Fiedler/Schäfer/Schwab 2020) gelesen hat, weiß, dass Medien suizidpräventive („Papageno-Effekt“), aber auch suizidfördernde Effekte („Werther-Effekt“) haben können. Gerade im Printbereich gibt es zahlreiche Studien (beispielsweise Schäfer/Quiring 2013), die das Risiko einer unangemessenen Medienberichterstattung beleuchten. Besonders durch die aufgeheizte Debatte um die Serie *Tote Mädchen lügen nicht* (u. a. International Association for Suicide Prevention 2017; Mändlen 2019; Wittenberg 2019) wird deutlich, dass fiktionale filmische Inszenierungen als suizidfördernd oder -hemmend diskutiert werden.

Filmische Massenmedien fungieren als Multiplikatoren und Kommunikatoren moderner Mediengesellschaften, kultivieren Überzeugungen oder definieren die gesellschaftliche Relevanz unterschiedlichster Themen (Gerbner/Gross 1976a, 1976b; McCombs/Reynolds 2002). Hier ist deshalb ein sensibler Umgang mit dem Thema „Suizid und Suizidalität“ medienethisch notwendig. Wobei präventive Maßnahmen keinesfalls dazu beitragen sollten, diese Themen medial zu tabuisieren. Insbesondere dann, wenn ein Publikumsinteresse vorhanden zu sein scheint. So erzielte die fiktionale Netflix-Serie *Tote Mädchen lügen nicht* eine recht hohe Zuschauerquote (MM 2017), aber auch nonfiktionale Prominentensuizide sind oft begleitet von einem hohen öffentlichen Interesse, besitzen sie doch einen hohen Nachrichtenwert bzw. bedienen die menschliche Neugierde (Blood u. a. 2007). Medienschaffende und Entscheidungsträger in den Medien wollen wir im Folgenden dazu einladen, gemeinsam über suizidpräventive Aspekte ihrer Arbeit nachzudenken. Wie, so fragen wir, lassen sich vor allem Folgesuizide vermeiden und vielleicht sogar suizidpräventive Effekte durch Medien maximieren?

Um Medienschaffenden Orientierung zu bieten, hat die WHO im Jahr 2019 einen Leitfaden für Filmschaffende entwickelt. Im Folgenden werden wir diesen Leitfaden kurz vorstellen, erläutern und medienpsychologisch ergänzen.¹

Resilienz fördern, Hilfsmöglichkeiten und positive Modelle aufzeigen

- Wie können alle Rezipientinnen und Rezipienten – vulnerabel oder nicht – für die Suizidprävention sensibilisiert werden?
- Wie kann das filmische Narrativ die Resilienz der Rezipientinnen und Rezipienten durch positive Modelle fördern oder Hilfsmöglichkeiten aufzeigen?

Filme wollen uns in eine andere Welt entführen. Nicht selten bauen wir während der Filmrezeption eine (parasoziale) Beziehung zu den Protagonistinnen und Protagonisten auf (Vorderer 1998). Doch kann diese Form der Beziehung, wenn nicht sogar Identifikation mit bzw. zu der Protagonistin bzw. dem Protagonisten auch ein gewisses Risiko befördern. Dann etwa, wenn der Suizid der Protagonistin bzw. des Protagonisten und dessen Konsequenzen positiv, nachvollziehbar und erleichternd dargestellt werden. Hier sollte man reflektieren, inwiefern es unumgänglich ist, die Suizidentin bzw. den Suizidenten als Opfer oder gar als Held zu inszenieren. Auch die Darstellung des Suizids als gänzlich nachvollziehbare oder alternativlose Tat birgt Probleme. Je mehr positive Eindrücke oder Rationalisierungen der Motive des Suizids vermittelt werden, desto problematischer kann sich ein unerwünschter medialer Einfluss gestalten (Stack 2005).

Protagonistinnen und Protagonisten können allerdings auch als positive Modelle dienen. Beispielsweise indem eine scheinbar ausweglose Situation lösungsorientiert bewältigt wird, etwa indem Hilfsangebote aufgezeigt und/oder in Anspruch genommen werden. Vor allem dann, wenn all dies in einer Überwindung der Krisen resultiert. Indem fiktionale filmische Narrative Auswege und Lösungen aufzeigen, können sie suizidpräventiv wirken (z. B. Till u. a. 2015). Durch die Einbindung verschiedener Hilfsangebote in die Erzählung kann man einen wichtigen suizidpräventiven Beitrag leisten. Solche Hinweise in den massenmedialen Narrativen können Hilfsangebote für viele Menschen publik machen. Hier kann man sich fragen, inwiefern Hilfsangebote wie die Telefonseelsorge, Onlinesuizidpräventionsangebote (Chat- oder SMS-Beratung), aber auch Beratungsangebote in einen Film eingebaut werden können.

Suizidprävention in den Medien bedeutet nicht, dass der Suizid in filmischen Narrativen keinen Platz haben darf. Ist ein Suizid ein essenzieller Bestandteil einer Narration, thematisiert die WHO (2019) bestimmte bedenkenswerte Aspekte zu dessen dramaturgischer Umsetzung.

Anmerkung:

1 Vertiefend in den WHO-Guidelines. Abrufbar unter: <https://www.who.int>

Literatur:

Adler, D./Fiedler, G./Schäfer, M./Schwab, F.: Ein sensibles Thema. Suizidalität, Suizid und Suizidprävention in den Medien. In: *tv diskurs*, Ausgabe 91, 1/2020, S. 90–93

American Association for Suicidology: *Warning Signs*. Washington DC o. D. Abrufbar unter: <https://suicidology.org>

Blood, R. W./Pirkis, J./Holland, K.: Media Reporting of Suicide Methods: An Australian Perspective. In: *Crisis*, 1/2007/28, S. 64–69

Gerbner, G./Gross, L.: *Living with Television: The Violence Profile*. In: *Journal of Communication*, 2/1976a/26, S. 172–199

Gerbner, G./Gross, L.: *The Scary World of TV's Heavy Viewer*. In: *Psychology Today*, 11/1976b/9, S. 41–45

International Association for Suicide Prevention: *Briefing in Connection with the Netflix Series „13 Reasons why“*. Washington DC 2017. Abrufbar unter: <https://www.iasp.info>

Mändlen, L.: „Tote Mädchen lügen nicht“ spricht krampfhaft gesellschaftliche Probleme an. In: *jetzt*, 27.08.2019. Abrufbar unter: <https://www.jetzt.de>

Sensible Inszenierung des Suizids

- Wie kann ein Suizid oder Suizidalität angemessen inszeniert werden?
- Ist die konkrete bildhafte Darstellung des Suizids bzw. der Methode für das filmische Werk unumgänglich?

Romantisierende Darstellungen des Suizids sowie detaillierte Darstellungen der Methode oder des Ortes können zusätzliche – jedoch vermeidbare – Information und Inspiration für vulnerable Personen liefern (Scherr/Markiewitz 2018). Je präziser und konkreter die modellhafte Darstellung, desto einfacher könnte die Nachahmung und desto effektiver plausiblerweise die Wirkung ausfallen (Pirkis u. a. 2016). Verstärkt werden kann dies zusätzlich durch Empathie für die Suizidentin bzw. den Suizidenten oder gar durch Identifikation mit der Figur (Scherr/Markiewitz 2018). Aber auch eine allzu euphemistische Darstellung birgt Gefahren. Die konkrete Inszenierung eines Suizids ist also eine wohl abzuwägende Entscheidung. Ein Suizid lässt sich womöglich auch durch den geschickten Einsatz von Gesprächen, emotionalen Reaktionen oder Handlungen der Hinterbliebenen erzählen.

Abbildung des sozialen Umfeldes

- Kann die Bedeutung des sozialen Umfeldes im Film verdeutlicht werden?
- Können Warnsignale für Suizidalität sowie der richtige Umgang damit aufgezeigt werden?

Ein Suizid betrifft nicht nur die Suizidentin oder den Suizidenten, sondern auch die Angehörigen und das gesamte soziale Umfeld. Hier können Film und Fernsehen zweifach ansetzen. Zum einen können – als eine Form des Edutainments – Warnsignale und der richtige Umgang mit diesen in eine Story eingebaut werden; zum anderen kann auch das direkte Hilfeverhalten inszeniert werden. Dadurch werden positive Modelle für alle Rezipierenden, aber insbesondere für Angehörige und enge Bezugspersonen geschaffen. Das Hilfeverhalten kann dabei schon im Kleinen dargestellt werden, beispielsweise indem traurige oder anteilslose Gesichtsausdrücke in einzelnen Szenen angesprochen werden oder aktiv zugehört wird. Konkreter könnte man auch zeigen, wie die suizidale Protagonistin bzw. der suizidale Protagonist zur Nutzung professioneller Hilfe motiviert wird (WHO 2019).

Darstellung der Komplexität und Realität

- Kann sich die Darstellung an realen Ereignissen orientieren?
- Hat man sich bemüht, der Komplexität des Themas gerecht zu werden, oder werden Aspekte unangemessen simplifiziert?
- Können Experten aus verschiedenen Bereichen in den Prozess eingebunden werden?

Um eine Simplifizierung des Themas zu vermeiden, hilft es, sich an der Realität zu orientieren. Intensive Recherche und Realitätsnähe schaffen nicht nur eine höhere Glaubwürdigkeit, sondern können auch die Komplexität des Themas herausarbeiten. Die Liste der Risikofaktoren für suizidales Verhalten ist lang. Die Ursachen für eine Selbsttötung sind meist vielfältig, höchst individuell und zudem komplex miteinander verwoben. Ebenso gibt es vielfache Warnsignale, die suizidalem Verhalten vorangehen (u. a. American Association for Suicidology o. D.). Diese Warnsignale sollten in der breiten Bevölkerung bekannt sein; Medien können hierzu ihren Beitrag leisten. Um die Realitätsnähe einer solchen Tat adäquat abzubilden, können auch Angehörige und deren Handeln und Reaktionen in die mediale Umsetzung eingebunden werden. Hilfreich kann es sein, wenn ein Team aus Experten den gesamten Prozess von Idee über Skript und Drehbuch bis hin zur Umsetzung begleitet (WHO 2019). Holt man Angehörige im Rahmen einer Produktion mit ins Boot, sollte unbedingt auch auf deren Wohlbefinden, beispielsweise durch den Einsatz eines beratenden Teams, geachtet werden. Die WHO (ebd.) empfiehlt, dass mindestens zwölf Monate zwischen dem Vorfall und der Anfrage von Medienschaffenden liegen sollten.

Hinweise, Informationen und adäquate Sprache

- Können (Warn-)Hinweise zu Beginn der Erzählung eingeblendet werden und sollte man Informationen für Betroffene oder Angehörige anbieten?
- Wurde eine angemessene Sprache verwendet?

Bereits vor der Erstaussstrahlung eines Films bzw. einer Serie kann Suizidprävention betrieben werden, indem Hinweise über den Inhalt der Sendung gegeben werden. Sofern der Suizid nicht als überraschende Wendung inszeniert wird, kann man das Publikum auch auf die Thematik vorbereiten. So bleibt es den Rezipierenden überlassen, ob sie sich mit dem möglicherweise belastenden Thema auseinandersetzen möchten. Auch könnten Medienproduzentinnen und -produzenten vorab Informationen für Eltern oder Betreuende von Kindern und Jugendlichen bereitstellen, sodass diese

McCombs, M. E./Reynolds, A.: *News Influence on our Pictures of the World.* In: J. Bryant/D. Zillmann (Hrsg.): *Media Effects. Advances in Theory and Research.* Mahwah 2002, S. 1–18

MM: *Pay-VoD: Amazon Prime Video ist Marktführer in Deutschland.* In: *new-business.de*, 01.12.2017. Abrufbar unter: <https://www.new-business.de>

Pirkis, J./Mok, K./Robinson, J./Norden-toft, M.: *Media Influences on Suicidal Thoughts and Behaviors.* In: R. C. O'Connor/J. Pirkis (Hrsg.): *The International Handbook of Suicide Prevention.* Oxford 2016, S. 743–757

Schäfer, M./Quiring, O.: *Gibt es Hinweise auf einen „Enke-Effekt“? Die Presseberichterstattung über den Suizid von Robert Enke und die Entwicklung der Suizidzahlen in Deutschland.* In: *Publizistik*, 58/2013, S. 141–160

Scherr, S./Markiewitz, A.: *Woran erinnern sich Menschen bei medialen Suizidfällen und welche Rolle spielt dabei Empathie mit den Suizidenten? Empirische Befunde zur evidenzbasierten Suizidprävention.* In: P. Stehr/D. Heinemeier/C. Rossmann (Hrsg.): *Evidenzbasierte | evidenzinformierte Gesundheitskommunikation.* Baden-Baden 2018, S. 231–240

Stack, S.: *Suicide in the Media: A Quantitative Review of Studies Based on Nonfictional Stories.* In: *Suicide and Life-Threatening Behavior*, 2/2005/35, S. 121–133

Till, B./Strauss, M./Sonneck, G./Nieder-kroenthaler, T.: *Determining the effects of films with suicidal content: a laboratory experiment.* In: *The British Journal of Psychiatry*, 1/2015/207, S. 72–78

Vorderer, P.: *Unterhaltung durch Fernsehen: Welche Rolle spielen parasoziale Beziehungen zwischen Zuschauern und Fernsehakteuren?* In: G. Roters/W. Klingler/O. Zöllner (Hrsg.): *Fernsehforschung in Deutschland. Themen, Akteure, Methoden.* Baden-Baden 1998, S. 689–707

WHO (World Health Organization): *Preventing Suicide: A resource for filmmakers and others working on stage and screen.* Genf 2019. Abrufbar unter: <https://www.who.int>

Wittenberg, L.: *Drei Staffeln „Tote Mädchen lügen nicht“ – und Netflix hat immer noch nichts gelernt.* In: *spiegel.de*, 30.08.2019. Abrufbar unter: <https://www.spiegel.de>

Anhaltspunkte haben, wie sie mit ihren Kindern über das Thema – vorbereitend oder im Nachhinein – reden können. Aber auch der Inszenierung von Gesprächen im filmischen Narrativ kommt eine wichtige Rolle zu – nämlich der Art und Weise, wie über das Thema gesprochen wird. Die Stigmatisierung oder Kriminalisierung von Suizid sollte auch in der Wortwahl vermieden oder ein unangemessenes Wording als problematisch inszeniert werden.

Mitwirkende schützen

- Wurde während der gesamten Produktion auch auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter besonders geachtet?

Nicht zuletzt sollten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bzw. die Mitwirkenden an einem Filmvorhaben Berücksichtigung finden. Auch diese können durch das Thema belastet und beeinflusst werden. Daher sollten auch dieser Personengruppe Hilfsangebote aufgezeigt und möglicherweise Mentoring angeboten werden.

Die Empfehlungen sind zahlreich und adressieren verschiedenste Gruppen. Festzuhalten ist, dass eine angemessene Inszenierung Betroffenen nicht nur neue Wege aufzeigen, sondern auch das Bewusstsein in der Gesellschaft für das Thema schärfen kann. Film und Fernsehen bieten in fiktionalen Erzählungen Handlungsmodelle und Problemlösungen an. Rezipierende können lernen, (mit-)fühlen und ihre Einstellungen in Auseinandersetzung mit dem Film überdenken. Die hier zusammengetragenen Ideen und Empfehlungen möchten wir keineswegs als Vorschriften missverstanden wissen. Es handelt sich eher um Einladungen, zusammen mit Ihnen als Medienexperten (Produzierende, Entscheidende, Kontrollorgane) nachzudenken, wie Folgesuizide verhindert und zugleich einer Tabuisierung des Themas entgegengewirkt werden kann. Die WHO-Richtlinien sind relativ neu und versuchen, ein evidenzbasiertes Anraten und Handeln – das dringend notwendig ist – anzubieten. Zugleich ist in diesem Bereich weitere Medienforschung unumgänglich. Im Medienalltag besteht jedoch Handlungsbedarf, um mit Vorsicht, Sachkenntnis und bedachtem Vorgehen Dinge bewegen zu können. Wichtig ist, dass die unterschiedlichen Interessen bei der Auseinandersetzung mit dem Thema „Suizid und Suizidalität“ im Film Berücksichtigung finden und abgewogen werden. Im Kern geht es darum, gemeinsam eine medienethische Haltung und Arbeitsweise zu diesem sensiblen Thema weiterzuentwickeln.



Dorothea Adler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Medienpsychologie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.
Hannah Müller-Pein M. A. ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Kassel und Kommunikationsbeauftragte des Nationalen Suizidpräventionsprogramms (NaSPro).
Dr. Frank Schwab ist Professor für Medienpsychologie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.

Literatur



Simon Rothöhler: Theorien der Serie zur Einführung Lothar Mikos	73
Florian Krauß/Moritz Stock (Hrsg.): Teen TV. Repräsentationen, Lesarten und Produktionsweisen aktueller Jugendserien Claudia Töpfer	74
Anne D. Peiter: Träume der Gewalt. Studien der Unverhältnismäßigkeit zu Texten, Filmen und Fotografien. Nationalsozialismus – Kolonialismus – Kalter Krieg Lothar Mikos	75
Kurzbesprechungen 1 Christina Heinen Klaus-Dieter Felsmann Hans-Dieter Kübler	76
Kurzbesprechungen 2 Klaus-Dieter Felsmann Uwe Breitenborn Tilman P. Gangloff	77
Kurzbesprechungen 3 Lothar Mikos	78



Simon Rothöhler:
Theorien der Serie zur Einführung.
 Hamburg 2020: Junius. 196 Seiten,
 14,90 Euro

Theorien der Serie

Die meisten Bücher, die versuchen, die historischen Linien der Entwicklung von (Fernseh-)Serien nachzuzeichnen, beginnen aus erzähltheoretischer Sicht mit den *Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht*. So wird das Prinzip der Serialität und der damit verbundenen Zuschauerbindung verdeutlicht. Der Bochumer Medienphilosoph Simon Rothöhler geht da einen anderen Weg. Er geht von der seriellen Produktion aus ökonomischer Perspektive aus, kommt über die epistemischen Serien der Wissensproduktion und die ästhetischen Serien der Kunst hin zu den televisuellen Serien der Medien. Diese Herangehensweise ist dem Umstand geschuldet, dass es keinen Kanon der Serientheorie gibt – oder wie es der Autor ausdrückt: „Die Theorielandschaft der Serie ist weitläufig, unübersichtlich, heterogen“ (S. 9). Vielmehr tauchen serielle Kontexte in unterschiedlichen Diskursen auf. In diesem Einführungsband geht es darum, sich dem Phänomen aus medien- und kulturwissenschaftlicher Sicht mit Ausflügen in die Kunstgeschichte und Wissenschaftstheorie zu nähern. Der Rückgriff auf *Tausendundeine Nacht* verbietet sich auch, weil Serien nach Auffassung des Autors ein „modernes Phänomen“ (S. 15) sind, das mit der Industrialisierung beginnt. Denn: „Das mit der Industrialisierung verbundene Versprechen effizienter Massenproduktion von Konsumgütern hängt in verschiedenen Hinsichten – und unterschiedlich explizit – mit Serialität, mit seriellen Modellierungen und Denkfiguren zusammen“ (S. 22), die mit Prozessen der Standardisierung verbunden sind. Rothöhler folgt diesem ökonomischen Strang, indem er zunächst auf die Serialität im Fabrikssystem des 19. Jahrhunderts eingeht, um anschließend die Serialität in der industriellen Produktion des 20. Jahrhunderts nach Taylor und Ford zu schildern. Das Modell Fords basiert Rothöhler zufolge „im Kern auf der Verbindung zweier Entwicklungen, die als serielle Standardisierungen aufzufassen sind. Zum einen auf der Produktstandardisierung austauschbarer Einzelteile [...]. Zum anderen auf der Prozessstandardisierung eines seriellen, kontinuierlich fließenden Fertigungssystems“ (S. 49). Von da ist es dann kein großer Schritt mehr zur These der Kulturindustrie von Theodor W. Adorno. Dieser

sah durch die serielle Massenproduktion von Kulturgütern einen Verblendungszusammenhang aufscheinen, der eben kein richtiges Leben im falschen ermöglichen. Nach Adorno beherrscht die „Gleichförmigkeit fabrikindustrieller Serien nun auch die gesamte Sphäre der Kulturproduktion“ (S. 66). Die Ansicht Adornos bestimmt teilweise bis heute die politökonomischen Analysen zur Medienindustrie. Dabei wird allerdings übersehen, dass der Industriebegriff eher eine Metapher ist. Der Londoner Medienwissenschaftler Paul Dwyer hat in seinem Buch *Understanding Media Production* (2019) eindrucksvoll dargelegt, dass sich die Medienproduktion fundamental von industrieller Produktion unterscheidet. Über die serielle Wissensproduktion, bei der Rothöhler auch auf evolutionäre Serien und Serienexperimente im Labor eingeht, nähert er sich den ästhetischen Serien. Hier wird noch einmal deutlich, wie das serielle Prinzip in den Arbeiten Andy Warhols und anderer Vertreter der Pop Art aufscheint. Dabei geht es weniger um das Anfertigen von Bilderserien, sondern um die Darstellung von Serialität in einem einzigen Bild, z. B. den berühmten Campbell-Suppen Dosen. Rothöhler geht dann auch auf die Kunst der Wiederholung ein, wie sie Umberto Eco hervorgehoben hat. Der hat sich für eine ästhetische Anerkennung von „massenkulturellen Serien“, dem dominanten „Wiederholungstypus der Gegenwart“ (S. 127), ausgesprochen, indem er sie mit serieller Kunst vergleicht. Rothöhler leitet daraus die Frage ab, „ob sich die seriellen Formate der Massenmedien – aufgrund des durch sie ästhetisch exponierten und popularisierten Prinzips ‚endloser‘ Variation – zwischenzeitlich, sozusagen als medienpädagogisch mitlaufender Lerneffekt der Wiederholung, einen eigenen Lesertypus modelliert haben, der im Grunde genauso ‚kritisch‘ ist, wie es der Rezeptionshaltung, die die Minimal Art voraussetzt, entspricht“ (S. 127 f.). In den Ausführungen zu televisuellen Serien schließt sich der Autor der Kritik Dwyers an der Metapher der industriellen Produktionsweise an, da Fernsehserien damit allein nicht zu fassen seien. „Eine tatsächlich identische, reproduktiv-kopistisch verfasste Wiederholung von Prototypen ist hier kaum zu beobachten – oder nur insofern, als der Spielraum für Differenzbildung mitunter durch ein dichtes Gewebe aus genreartig tradierten Mustern und Formaten eingeschränkt wird“ (S. 131). Televisuelle Serien sind Teil des Medienwandels, der sich u. a. darin zeigt, dass Serien transmedial werden. Abschließend wagt der Autor einen Ausblick auf die Serialität von Internetmemes, von Computerspielen und von Datenströmen. Das Buch bietet einen erhellenden Überblick über das Serialitätsprinzip, indem es aus der Perspektive der ökonomischen Produktion, der Wissens- und Kunstproduktion sowie letztlich der aktuell bekannten Form der Fernsehserie betrachtet wird.

Prof. Dr. Lothar Mikos



Florian Krauß/Moritz Stock (Hrsg.):
*Teen TV. Repräsentationen, Lesarten
 und Produktionsweisen aktueller
 Jugendserien.* Wiesbaden 2020:
 VS Verlag für Sozialwissenschaften.
 282 Seiten, 44,99 Euro

Teen TV

Zahlreiche Jugendserien und die Beliebtheit vieler Formate zeugen aktuell von einer „Blütezeit des Teen TV“ (S. 4). In der deutschsprachigen Medienforschung haben Jugendserien jedoch bislang nur wenig Beachtung gefunden. Der von Florian Krauß und Moritz Stock herausgegebene Sammelband beleuchtet Jugendserien aus verschiedenen Perspektiven und stellt einige vor. Die Publikation ist das Resultat eines Workshops, der 2018 am Medienwissenschaftlichen Seminar der Universität Siegen stattfand. Anknüpfend an Medien- und Rezeptionstheorien der Cultural Studies wird Teen TV darin aus der Perspektive der Repräsentation, Rezeption, Produktion und Distribution beschrieben. Die insgesamt zwölf Beiträge sind gegliedert in die vier Themenbereiche „Grundlagen des Teen TV“, „Aktuelles Teen TV: Fallbeispiele“, „Teen TV aus Deutschland“ und „DRUCK als transmediales Teen TV“.

In der Einleitung geben die beiden Herausgeber zunächst einen Überblick über die Vielfalt an Jugendserien und definieren den Begriff des Teen TV. Darunter verstehen sie fiktionale, serielle Fernsehtexte, die sich an ein junges Publikum richten, die adoleszente Entwicklung und damit verbundene Herausforderungen thematisieren sowie die Identitätssuche Heranwachsender in den Mittelpunkt ihrer Erzählungen stellen. Dabei handelt es sich nicht nur um linear ausgestrahlte Fernsehsendungen, sondern auch um Angebote auf Streamingplattformen. Als Metagenre zeichnet sich Teen TV durch Hybridität aus, mit einer großen Bandbreite an Tonalitäten, die der ausdifferenzierten Lebensphase der Jugend und den damit verbundenen Themen und Perspektiven geschuldet ist. Entsprechend fließend sind die Grenzen zu Erzählungen über Postadoleszenz und Kindheit. Einer daraus resultierenden Unübersichtlichkeit der Teen-TV-Serien (S. 21) versucht sich der Sammelband durch die Betrachtung unterschiedlicher Perspektiven zu nähern. Produktions-, Rezeptions- und Textanalyse, ökonomische, soziologische und ästhetische Fragen sollen dabei zusammengedacht werden (S. 21). Durch die Berücksichtigung der Produktionsseite und der Perspektive von Fernsehschaffenden soll der Band so-

wohl für die Medienwissenschaft als auch für die Praxis anschlussfähig sein (S. 22).

Einen großen Anteil machen dabei Beiträge aus, die aus formalästhetischer Perspektive spezifische Serienbeispiele analysieren. Insgesamt vier Beiträge beschreiben zeitgenössische Netflix-Serien und analysieren deren Gestaltungs- und Darstellungsmodi, Repräsentationen spezifischer Themen und Werte sowie medienpädagogische Konsequenzen. Bei den analysierten Serien handelt es sich um das Suiziddrama *13 Reasons Why* (*Tote Mädchen lügen nicht*, USA seit 2017, Netflix), die Serie *Alexa & Katie* (USA seit 2018, Netflix) und die britische Koproduktion *The End of the F***ing World* (GB 2017–2019, Channel Four/Netflix). Für das deutschsprachige Feld werden die Serien *Deutschland 83/86/89* (D seit 2015, RTL/Amazon Prime Video) und das Mysterydrama *Wishlist* (D 2016–2017, funk) beschrieben. Darüber hinaus wird die Drehbuchautorin Annette Hess zur Serienadaption des Films *Christiane F. – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* (D 1981) interviewt. Der transmedialen Serie *DRUCK* (D seit 2018, ZDF/funk) widmen sich drei weitere Beiträge. Die Serie wird hinsichtlich Fragen der Repräsentation mediatisierter Lebenswelten Jugendlicher und deren Rezeption analysiert. Ein Beitrag diskutiert kulturelle Anpassungen im Rahmen der Adaption, und in einem Interview gibt der Produzent der Serie Auskunft über die Drehbucharbeit und den Produktionsprozess.

Die jeweiligen Teenagerserien werden in den einzelnen Analysen und Interviews zur Drehbuch- und Produktionsarbeit lebhaft beschrieben. Die Analysen und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen sind einleuchtend. Teilweise bleiben die Beiträge jedoch zu sehr auf deskriptiver Ebene verhaftet. Die Fülle der aus unterschiedlichen Perspektiven beschriebenen Serien bietet einen kaleidoskopartigen Blick auf das heterogene Genre „Teen TV“ und dessen Vielfältigkeit. Dem Ziel der Herausgeber, das Feld für einen weiterführenden wissenschaftlichen Diskurs zu öffnen (S. 6), kommt der Band damit nach. Eine abschließende Betrachtung der aus den Einzelanalysen gewonnenen Erkenntnisse und deren Einordnung in die bestehende Literatur zu Teenagerserien wäre jedoch insbesondere angesichts der Verschwommenheit des Genres hilfreich gewesen. Der Band bietet so zwar interessante Einblicke und Einzelanalysen, durch die ein Überblick über aktuelle Tendenzen entsteht. Aus medienwissenschaftlicher Perspektive wäre jedoch ein Fazit wünschenswert gewesen, in dem Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie die sich aus den analysierten Beispielen und Interviews ergebenden Ergänzungen oder Spezifizierungen der in der Einleitung aufgeführten Genrecharakteristika des Teen TV herausgearbeitet werden.

Claudia Töpper

**Anne D. Peiter:**

Träume der Gewalt. Studien der Unverhältnismäßigkeit zu Texten, Filmen und Fotografien. Nationalsozialismus – Kolonialismus – Kalter Krieg. Bielefeld 2020: transcript. 1.104 Seiten, 114,99 Euro

Träume der Gewalt

Das umfangreiche Buch geht auf ein Hörspiel von Günter Eich aus den 1950er-Jahren mit dem Titel *Träume* zurück. Dennoch ist es kein Buch über Eich, „sondern vielmehr eines über unterschiedliche Facetten der Gewalt in der deutschen (und europäischen) Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Es geht um Kolonialismus und Genozid, um Krieg und Vernichtung, um Rassismus in seinen verschiedenen Ausprägungen“ (S. 14). Mit einer literarisch-philosophischen und kulturwissenschaftlichen Analyse und Interpretation betreibt die Autorin nicht nur ein „close reading“, sondern ein „closest reading“, mit einem „Übermaß an Genauigkeit“, wie sie es nennt (S. 19, H. i. O.). Die Motivation der Germanistin Peiter, sich „mit der ‚Veralltäglicung‘ und ‚Verselbstverständlicung‘ von Gewalt auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft bzw. der Mächtigen“ zu beschäftigen, liegt für sie im „Prinzip der Unverhältnismäßigkeit“ (S. 25). Dabei geht es darum, Interpretation um Interpretation auf Texte, Filme und Fotografien zu setzen, um den Träumen der Gewalt in den jeweiligen historischen Kontexten näher zu kommen.

Die Interpretation bezieht sich auf die fünf Träume aus Eichs Hörspiel. Die ersten drei Träume, die hier „Zugreisen in die Vernichtung“, „Mit der Eisenbahn in den Ritualmord“ und „Geschichten von Vertreibung“ genannt werden, sind dem Nationalsozialismus zuzuordnen. Der vierte Traum setzt sich mit kolonialer Gewaltherrschaft auseinander – und ist im Lichte gegenwärtiger Debatten überaus aktuell. Der fünfte und der sechste Traum gehören zum Kalten Krieg: „Das atomare Inferno“ sowie „Fallbeil auf Knopfdruck“, ein Traum, bei dem das Knopfmotiv aufgerufen wird, „das für den Atomkrieg-Traum von zentraler Bedeutung ist“ (S. 993). Im Hörspiel von Günter Eich fahren drei Generationen 40 Jahre lang gemeinsam im Zug. In den Deportationen des Nationalsozialismus wurden die Generationen jedoch auseinandergerissen. Die jüdischen Kinder wurden deportiert, weil die Franzosen sonst nicht die von den Deutschen vorgegebenen Quoten für die Anzahl verhafteter Jüdinnen und Juden erfüllen konnten (vgl. S. 95 ff.). In den Lagern wurde das Töten zum Ritual, es trat ein Gewöhnungseffekt ein. Zugleich weist Peiter darauf hin,

dass die Welten der deportierten Minderheiten und der Mehrheitsgesellschaften durchaus Überschneidungen hatten, denn beide Welten gehörten „unmittelbar zusammen“ (S. 270).

Für die Zeit des Kolonialismus analysiert die Autorin ein „Wechselspiel zwischen Herrschaft und Unterwerfung“ (S. 474). Die Gewalt der Kolonialherren wurde durch die von ihnen erlassenen Gesetze legitimiert. Dabei wurden Stereotype bedient, die sich aus der Erzählung von den zivilisierten Europäern und den kannibalischen Wilden Afrikas speisten (vgl. S. 532 ff.). Die den Afrikanern zugeschriebenen Verhaltensmuster schließen sie gewissermaßen aus der Geschichte der Kolonialherren aus, sie sind nach europäischem Maßstab nicht geschichtsfähig (vgl. S. 636). Für die Zeit des Kalten Krieges konstatiert Peiter „ein eklatantes Missverhältnis zwischen dem, was der einzelne Mensch zu überblicken und bewirken vermochte, und dem, was durch eine sich gewissermaßen verselbständigende, militärische Nutzung der Atomenergie über ihn kommen konnte“ (S. 735). Denn hier wird eine neue Dimension von Gewalt sichtbar: „Ein atomarer Krieg zielt nicht nur auf die Überwältigung des Feindes im Hier und Jetzt der Kämpfe, sondern auch auf zerstörerische Konsequenzen für die Ungeborenen“ (S. 776). Die Angst vor dem nuklearen Krieg wird prägend für die Zeit, zumal die Bilder von Hiroshima und Nagasaki nicht mehr aus dem kollektiven Bewusstsein wegzudenken sind.

Die Autorin arbeitet bei ihren Interpretationen mit der Methode der Unverhältnismäßigkeit, indem sie das Hörspiel von Eich nimmt und für die Interpretation „das Nebensächliche zur Hauptsache“ macht (S. 14) und andere Texte, Fotos und Filme hinzunimmt, um eine manchmal überbordende Interpretation zu schaffen. Den Aufwand, der mit dieser intensiven Auslegung und Interpretation verbunden ist, bezeichnet Peiter selbst als „offensichtlich ‚übertrieben‘“ (S. 679). Denn es ging ihr immer darum, „besonders genau hinzuschauen und den eichschen Text in ebenso unbeachteten wie gewichtigen Gegentexten zu spiegeln“ (ebd.). Das Buch ist ein Beispiel, wohin extensive Interpretation führen kann, wenn aus einem weniger als 50 Seiten umfassenden Manuskript eines Hörspiels unter Einbeziehung von Reaktionen auf Eich ein über 1.000 Seiten langer Text wird, der mit zahlreichen Anmerkungen versehen ist. Das mag abschreckend sein, zumal der eigentliche Gegenstand, die Gewalt in historisch-gesellschaftlichen Kontexten, manchmal unter der Interpretation verschwindet. Andererseits zeigt das Buch, wie produktiv eine intensive Auseinandersetzung mit Texten, Fotografien und Filmen sein kann – wenn sie denn nicht unverhältnismäßig wird.

Prof. Dr. Lothar Mikos



Denis Newiak:
Alles schon mal dagewesen. Was wir aus Pandemie-Filmen für die Corona-Krise lernen können. Marburg 2020: Schüren. 119 Seiten, 15,00 Euro



Mirjam Oertli:
„Wer auf dem Handy kein gratis Internet hat, ist tot!“ Zur Relevanz des Smartphones für Kinder an der Schwelle zum Jugendalter. München 2019: kopaed. 160 Seiten, 16,80 Euro



Klaus Koziol (Hrsg.):
Entwicklung der Wirklichkeit. Von der Suche nach neuen Sicherheiten. München 2020: kopaed. 116 Seiten, 16,80 Euro

Was wir aus Pandemiefilmen für die Coronakrise lernen können

„Das war absehbar ...“ eröffnet Denis Newiak seine Analyse verschiedener Pandemiefilme und -serien, von Klassikern des Genres wie *12 Monkeys* (USA 1995) und *I Am Legend* (USA 2007) bis hin zu Werken aus dem Boom von Pandemieproduktionen in den vergangenen zehn Jahren wie *Fear the Walking Dead* (USA/Mexiko seit 2015) und *Contagion* (USA/AE 2011). Tatsächlich ist es verblüffend, wie präzise und detailliert in den von Newiak besprochenen Filmen und Serien die gegenwärtigen Probleme vorweggenommen und reflektiert werden. Newiak destilliert daraus „Zukunftswissen“ (S. 27), das er als „Chance zur Vorbereitung auf zukünftige große Gefahren“ (S. 28), aber auch als Orientierungshilfe für den Einzelnen und für Entscheider in der gegenwärtigen Pandemie begreift. Das mutet mitunter – vielleicht auch wegen der formalen Gestaltung als extra hervorgehobene Merksätze – etwas absurd an: Kann Fiktion tatsächlich Lebenshilfe, sogar Handlungsanleitung in diesem wortwörtlichen Sinne sein? Andererseits weiß der, der gern und viel Filme und Serien schaut, durchaus, wie das das eigene Weltwissen und die eigenen Ängste prägt. Dass z. B. Eltern mit „systemrelevanten“ Jobs für ihre Kinder während des Lockdowns eine Notbetreuung in Anspruch nehmen konnten, deckt sich mit der Grundaussage jedes Pandemiefilms, denn vom Zusammenbrechen der öffentlichen Ordnung geht eine noch größere und unmittelbare Gefahr aus als vom Virus selbst.

Christina Heinen

Kinder und Smartphones

Im Gegensatz zur ansonsten weitverbreiteten Diskursebene hinsichtlich digitaler Medien versus kindlichem Alltag setzt die Autorin explizit auf die Sichtweise der angesprochenen Zielgruppe selbst. In Gruppengesprächen mit Kindern im Alter von 10 bis 12 Jahren hat sie herausgearbeitet, worin deren Orientierungen bezüglich der Smartphone-Nutzung bestehen. In der vorliegenden Publikation werden das empirische Vorgehen erläutert und die entsprechenden Ergebnisse übersichtlich zusammengefasst. Es ergibt sich eine beachtliche Materialfülle, die letztendlich kaum überraschend bestätigt, dass ein mobiler Internetzugang von Kindern hinsichtlich ihres Lebensalltags als existenziell betrachtet wird. Bisweilen gut gemeinte verordnete Abstinenz, etwa durch Eltern, schafft für die Betroffenen primär sozialen Stress. Deutlich macht die Arbeit aber auch, dass sozio-ökonomische Divergenzen innerhalb der analogen Welt im virtuellen Raum eine gradlinige Fortsetzung erfahren. Sieht man auf die thematischen Präferenzen der Probanden, dann finden sich bei den Motivationen „Langeweile“, „Coolness“ und „YouTube“ elterliche Berufsfelder wie Hausfrau/-mann, Köchin/Koch, Putzfrau/-mann oder Bauarbeiter/-in. Stehen „Neuheit“ oder „Klassenchat“ – oft in Verbindung mit einem reflektierten Nutzungsverhalten – im Mittelpunkt des Interesses, dann ernähren sich die Erzeuger eher als Ärztin/Arzt, Dozent/-in oder Projektleiter/-in. Medienpädagogische Konzepte müssen ins Leere gehen, wenn sie diesen Umstand negieren.

Klaus-Dieter Felsmann

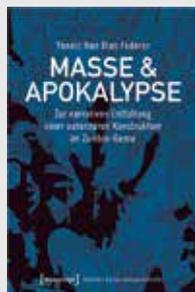
Entwicklung der Wirklichkeit

Der moderne Mensch, besonders unter den Bedingungen der Digitalisierung, wird zunehmend „entheimatet“, „entgrenzt“, „entfremdet“, „entwirkt“ bzw. desinformiert und „entgeschichtlicht“ – so die prinzipiellen Kategorien, die die fünf Autorinnen und Autoren hier im dritten schmalen Band der Reihe „Mensch und Digitalisierung“ der Bischöflichen Medienstiftung der Diözese Rottenburg-Stuttgart thematisieren. Sie tun dies aus anthropologisch-zivilisationskritischer, entwicklungspsychologischer, philosophischer und wissenschaftsgeschichtlicher Sicht, da sie Digitalisierung als „Totalphänomen“ (S. 5) begreifen, und beschreiten damit universale Problemfelder menschlicher Existenz und Entwicklung, die nicht in die angestammten Disziplinen passen. Allein die Stuttgarter Medienwissenschaftlerin Petra Grimm analysiert herkömmlich, wie durch Fake News, Echokammern und Filterblasen der sozialen Medien Desinformationen, Enttabuisierungen und verzerrende Wirklichkeitsmuster entstehen. Gegen Medienverdrossenheit und Glaubwürdigkeitsverluste empfiehlt sie ihr zweistufiges Kompetenzmodell, das Informations- und Meinungsbildungskompetenz umschließt. Gemeinsam ist den Beiträgen, dass sie ein ethisches Menschenbild voraussetzen, um die Herausforderungen und Risiken des anstehenden, gravierenden Wandels zu bestehen. Der Band dürfte sich daher an ein interdisziplinär und ethisch interessiertes Publikum richten.

Prof. i. R. Dr. Hans-Dieter Kübler



Elena Frense:
Partizipativer Jugendmedienschutz. Anforderungen an einen zeitgemäßen Jugendmedienschutz aus Perspektive von Kindern und Jugendlichen. Frankfurt am Main 2020: Debus Pädagogik. 136 Seiten, 28,90 Euro



Yannic Han Biao Federer:
Masse & Apokalypse. Zur narrativen Entfaltung einer autoritären Konstruktion im Zombie-Genre. Bielefeld 2020: transcript. 202 Seiten, 35,00 Euro



Maik Fielitz/ Holger Marcks:
Digitaler Faschismus. Die sozialen Medien als Motor des Rechtsextremismus. Berlin 2020: Dudenverlag. 256 Seiten, 18,00 Euro

Partizipativer Jugendmedienschutz

Die vorliegende Publikation macht dem Rezensenten zweierlei deutlich. Weit- aus mehr, als bisher gehandhabt, braucht es im Jugendmedienschutz Reflexionsebenen, in denen sich die angesprochene Zielgruppe artikulieren kann. Das schließt Diskussion und Auswertung nach dem Modell von Elena Frenses Studie kausal ein. Gleichzeitig scheint die unmittelbare Einbeziehung von Kindern und Jugendlichen in Jugendschutzentscheidungen nur schwer möglich zu sein. Letzteres hängt nicht nur damit zusammen, dass ein anzunehmendes Gefährdungspotenzial für die Prüfenden kaum vorhersehbar ist und die entsprechende Altersgruppe recht emotional und subjektivistisch urteilt, sondern weil ein Verständnis für die übergreifende Rechtslage wie auch für sozioökonomische Zusammenhänge weitgehend fehlt. Es kann beispielsweise kaum verwundern, dass junge Menschen eine Altersklassifikationsspanne zwischen 6 und 12 Jahren als ungeeignet ansehen. Dennoch haben zahlreiche Diskussionen zu diesem leidigen Thema gezeigt, dass hier immer wieder ein höchst komplexer Ausgleich zwischen entwicklungspsychologischen Aspekten und Mechanismen des Medienmarktes gefunden werden muss. Das ist kein leichtes Unterfangen. Interessant ist, dass die Studie ein deutliches Bedürfnis nach sinnfälliger Medienbildung aufzeigt. Unter Beachtung der autonomen Erfahrungen der jungen Menschen kann hier ein zentraler zukunftsweisender Ansatz für den partizipativen Jugendmedienschutz liegen.

Klaus-Dieter Felsmann

Masse und Apokalypse

Zombies sind Mainstream und Popkultur. Die pandemische Ausbreitung des Zombiegenres ist auch im Bücherregal bemerkbar. In diesem elaborierten Text wagt der Autor einen theoretischen Blick auf das Genre, weniger enzyklopädisch oder filmwissenschaftlich, mehr philosophisch. Die Studie verfolgt das Ziel, eine „politisierbare Kopplung aus Masse und Apokalypse in den Filmen, TV-Serien, Romanen und Comics des Zombie-Genres nachzuweisen und ihre diachrone Varianz zu beschreiben“ (S. 13). Das Zitat lässt schon erahnen – es handelt sich hier um akademische Kärnerarbeit. Dementsprechend enthält die Studie grundlegende theoretische Exkurse, beispielsweise zum Genrebegriff, zum „apokalyptischen Ende der Ordnung“, zum „Begriff des Politischen“ oder zur „Masse als enthüllte Natur“. Über weite Strecken des Buches geht es um eine theoretische Rahmung des Zombiegenres von Gustave Le Bon, Lévi-Strauss über Sigmund Freud bis hin zu Carl Schmitt. Geschichtsphilosophie, Massenpsychologie – alles spannend, aber keine leichte Kost. Der Autor analysiert u. a. *White Zombie*, *28 Days Later...*, die Romero-Filme und *The Walking Dead*. Im Kern favorisiert er dabei ein revolutionstheoretisches Konstrukt, „es geht um kollektivierte, unterkomplex strukturierte Ansammlungen von Akteuren, die, als enthüllte Transzendenz, eine positiv beschreibbare, immanent operierende Ordnung außer Kraft setzen“ (S. 183). Ein interessanter Ansatz, aber durchaus auch etwas spekulativ.

Dr. Uwe Breitenborn

Faschistische Hasskultur

Manchmal ist es hilfreich, den Status quo ein wenig auf die Spitze zu treiben, um das wahre Potenzial einer Bedrohung zu erkennen: Hätte es 1933 bereits digitale Netzwerke gegeben, hätte den Nationalsozialisten das perfekte Propagandainstrument zur Verfügung gestanden. Der Konfliktforscher Maik Fielitz (Schwerpunkt Rechtsextremismus) und der Sozialwissenschaftler Holger Marcks (Schwerpunkt Radikalisierung) belegen mit ihrer faktenreichen Analyse, dass die dystopische Fantasie gar nicht so weit von der Realität entfernt ist. Weil sich die Betreiber der sogenannten sozialen Medien nicht als „Schiedsrichter der Wahrheit“ (Facebook-Gründer Mark Zuckerberg) betrachten, könnten „rechtsextreme Einpeitscher“ diese Plattformen unbehelligt nutzen, um die Nutzer zu manipulieren. Die Autoren weisen nach, dass die jüngsten Erfolge von Rechtsextremisten untrennbar mit der „Online-Radikalisierung“ zusammenhängen. Der Wandel der Öffentlichkeit habe zu einer veränderten Wahrnehmung der Wirklichkeit geführt und die Voraussetzung für demokratische Diskurse tiefgreifend verändert. Rechtsextremisten hätten das früh erkannt und ein regelrechtes Nachrichten- und Propagandasystem installiert. Abgerundet wird die Analyse um die Frage, welche Herausforderung das vom Philosophen Karl Popper als „Paradox der Toleranz“ bezeichnete Dilemma der Meinungsfreiheit für die Gesellschaft bedeutet, wenn sich faschistisches Gedankengut aus der ungehindert verbreiteten Hasskultur speist.

Tilmann P. Gangloff



Florian Nieser (Hrsg.):
Die Dechiffrierung von Helden. Aspekte einer Semiotik des Heroischen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bielefeld 2020: transcript.
286 Seiten, 39,99 Euro



Maximilian Volmar:
Digitale Marktmacht. Baden-Baden 2019: Nomos. 481 Seiten, 109,00 Euro



Nicole Zillien:
Digitaler Alltag als Experiment. Empirie und Epistemologie der reflexiven Selbstverwissenschaftlichung. Bielefeld 2020: transcript.
202 Seiten, 30,00 Euro

Helden in Vergangenheit und Gegenwart

Die elf Beiträge des Bandes gehen auf einen Workshop an der Universität Tübingen zurück. Im Mittelpunkt steht die Frage, woran man Helden erkennt oder – semiotisch gewendet – was die Zeichen für Heldentum sind. Es wird in erster Linie eine literaturwissenschaftliche Sicht auf das Phänomen verfolgt. Neben Helden des Mittelalters werden auch popkulturelle Helden wie Batman oder Doctor Who analysiert. So arbeitet Stefan Tetzlaff in seinem Beitrag heraus, dass Batman gewissermaßen als metonymisches Element von Bruce Wayne gelten kann. Die Gegenspieler von Batman verkörpern so immer auch Eigenschaften seiner eigenen Grundfigur Bruce Wayne. Tetzlaff schreibt: „Als Vollzugsfigur einer Ethik der Selbstjustiz kommt der dunkle Rächer in die prekäre Nähe einer Vergleichbarkeit mit seinen Gegnern“ (S. 96), denn die erscheinen als Facetten von Batmans Persönlichkeit. Dem Joker kommt damit die Aufgabe zu, Batman vor moralische Dilemmata zu stellen. Anna Pawlak setzt sich mit der Figur des Leonidas in den Comics von Frank Miller auseinander, der sie eine gewisse Ambiguität bescheinigt. In der Verfilmung (*300* von Zack Snyder) geht diese Ambiguität verloren, ja wird nivelliert, „indem die moralische Unschärfe der Figuren durch klare Konturen ersetzt“ wird (S. 207). Für Leserinnen und Leser von *tv diskurs* dürften vor allem die Analysen der popkulturellen Helden interessant sein.

Prof. Dr. Lothar Mikos

Digitale Marktmacht

Gemeinhin wird angenommen, dass große Internetfirmen wie Amazon, Apple, Facebook, Google und Microsoft eine große Marktmacht besitzen. Dem geht der Autor in seiner Dissertation nach und entwickelt zunächst Indikatoren digitaler Marktmacht: vom theoretischen Zusammenhang zwischen Marktanteilen und Marktmacht, der Berücksichtigung des potenziellen Wettbewerbs, möglichen Netzwerkeffekten bis hin zur Quantifizierung von Netzwerkeffekten (vgl. S. 336 ff.). Dabei kommt er zu dem etwas unbefriedigenden Schluss: „Zusammenfassend gibt es keinen bestimmten Marktanteilschwellenwert, der für das Vorliegen einer beherrschenden Stellung spricht“ (S. 363). Daher bezieht Volmar das Verhalten der Unternehmen ein. Einschränkend merkt er aber an, dass sich „die Kausalitätsbeziehung zwischen Marktmacht und Verhalten“ von Fall zu Fall unterscheidet (S. 426). Für das Kartellrecht sei daher zu beachten, dass es einen fundamentalen „Unterschied zwischen der digitalen und analogen Wirtschaft“ gebe (S. 439). Volmar plädiert für einen Perspektivwechsel: „Die Marktmachtbestimmung sollte sich bei Internetplattformen nicht an der Messung von Kapazitätsanteilen, sondern von Netzwerkeffekten orientieren“ (S. 440). Der Autor hat mit seinem Buch ein Grundlagenwerk zur digitalen Marktmacht vorgelegt und damit einen Anstoß zur Neuorientierung des Kartellrechts in der digitalen Wirtschaft gegeben.

Prof. Dr. Lothar Mikos

Digitaler Alltag als Experiment

Die Autorin geht davon aus, dass wissenschaftliche Erkenntnisse unser Alltagsleben durchdringen. Die These „der reflexiven Selbstverwissenschaftlichung besagt im Kern, dass Laien zur Beantwortung individueller Handlungs- und Entscheidungsfragen ihr eigenes Alltagsleben verwissenschaftlichen und diesen Verwissenschaftlichungsprozess wiederum mit (mehr oder weniger) wissenschaftlich-technischen Mitteln unter die Lupe nehmen. Laien machen ihr Leben somit zum Experiment“ (S. 9). Besonders im Ernährungsverhalten hat die Digitalisierung neue Möglichkeiten geschaffen. Fitnesstracker, Kalorien-Apps usw. tragen zur digitalen Selbstvermessung bei. Die ist umso notwendiger, je mehr Unsicherheit über den eigenen Körper das Verhalten prägt. Dabei geht es um die Lösung von Problemen oder wie es Zillien ausdrückt: „Das der lösungsorientierten Bearbeitung individueller Unsicherheit dienliche Wissen wird [...] im experimentellen Wechselspiel von Objektivität und Subjektivität hergestellt“ (S. 104). Die verwissenschaftlichten Tipps werden im Sinne einer alltäglichen Versuchsanordnung angewendet. Wenn sie nicht zum Erfolg führen, ist die nächste App nicht weit. Es geht den Menschen dann nicht mehr darum, zu wissen, was funktioniert, sondern darum, dass „sie ganz alltagspragmatisch wissen, was für sie funktioniert“ (S. 176, H. i. O.). Ein ausgesprochen lesenswertes Buch, das nicht nur zur Erkenntnis, sondern auch zur Selbsterkenntnis beiträgt.

Prof. Dr. Lothar Mikos

Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses



Peter Seele

Künstliche Intelligenz und Maschinerisierung des Menschen

*Schriften zur Rettung des
öffentlichen Diskurses, 1*

ISBN (Buch) 978-3-86962-512-6
ISBN (PDF) 978-3-86962-513-3
ISBN (ePub) 978-3-86962-514-0



Michael Müller

Politisches Storytelling. Wie Politik aus Geschichten gemacht wird

*Schriften zur Rettung des
öffentlichen Diskurses, 2*

ISBN (Buch) 978-3-86962-499-0
ISBN (PDF) 978-3-86962-500-3
ISBN (ePub) 978-3-86962-578-2



Stephan Russ-Mohl (Hrsg.)

Streitlust und Streitkunst. Diskurs als Essenz der Demokratie

*Schriften zur Rettung des
öffentlichen Diskurses, 3*

ISBN (Buch) 978-3-86962-552-2
ISBN (PDF) 978-3-86962-553-9
ISBN (ePub) 978-3-86962-555-3



Marco Bertolaso

Rettet die Nachrichten! Was wir tun müssen, um besser informiert zu sein

*Schriften zur Rettung des
öffentlichen Diskurses, 6*

ISBN (Buch) 978-3-86962-493-8
ISBN (PDF) 978-3-86962-494-5
ISBN (ePub) 978-3-86962-520-1

Recht

Urteile

Medienaufsichtliche Beanstandung bei Beteiligung der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) nach Ausstrahlung einer Sendung

N 24 versus Bayerische Landeszentrale für neue Medien (BLM): In dem Rechtsstreit geht es u. a. um die Frage, ob eine nach Ausstrahlung einer Sendung, aber vor Entscheidung der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) ergangene FSF-Bewertung eine Sperrwirkung für ein Tätigwerden der KJM nach § 20 Absatz 3 Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV) (analog) entfalten kann.

Zunächst zum Sachverhalt: In den Fokus der KJM/Landesmedienanstalt rückte die Verbreitung der 8. Episode des Formats *Science of Stupid – Wissenschaft der Missgeschicke*. Ausgestrahlt wurde die besagte Episode am 11. Oktober 2015 in der Zeit von 8.30 bis 9.00 Uhr und in der Wiederholung am 1. Januar 2016 in der Zeit von 9.15 bis 9.40 Uhr. Eine Prüfgruppe der KJM stellte am 24. Februar 2016 fest, dass die besagte Episode einen entwicklungsbeeinträchtigenden Inhalt für unter 12-Jährige aufweise, und bereitete eine entsprechende Vorlage für den KJM-Prüfausschuss vor. Währenddessen hatte der Sender die Episode bei der FSF zur nachträglichen Prüfung eingereicht. In zweiter FSF-Instanz erhielt die Folge am 10. Mai 2016 eine Freigabe ab 12 Jahren/Tagesprogramm. Am 17. September 2016 erließ die Landesmedienanstalt – nach einem entsprechenden Beschluss des Prüfausschusses der KJM – jedoch die Beanstandung der Sendung. Gegen diesen Beanstandungsbescheid klagte der Sender und verlor. Das Verwaltungsgericht München (VG München) sah den Bescheid der Medienanstalt als formell und materiell rechtmäßig an.

Nummehr beantragte der Sender die Zulassung der Berufung. Es gebe, so der Sender, ernsthafte Zweifel an der Richtigkeit des Urteils, besondere tatsächliche und rechtliche Schwierigkeiten und grundsätzliche Bedeutung der Rechtssache (§ 124 Absatz 2 Nr. 1–3 VwGO). Der Verwaltungsgerichtshof München (VGH München) sah keinen dieser Gründe als gegeben an und entschied, dass der Antrag des Senders auf Zulassung der Berufung keinen Erfolg hat.

Im Einzelnen: Ernstliche Zweifel an der Richtigkeit des Urteils sieht der Sender u. a. darin, dass das VG München die Vorlage der KJM für den KJM-Prüfausschuss als hinreichend begründet ansieht, obwohl diese keine konkrete inhaltliche Darstellung der einzelnen sieben Segmente der Sendung umfasst. Der VGH München tritt der Auffassung des Senders entgegen und führt aus: „Nach § 17 Absatz 1 Satz 3 und 4 JMStV sind die Beschlüsse der KJM zu begründen; in der Begründung sind die wesentlichen tatsächlichen und rechtlichen Gründe mitzuteilen. Eine umfassende inhaltliche Wiedergabe des dem Prüffall zugrundeliegenden Sachverhalts ist nach dem Wortlaut der Norm nicht gefordert. Vielmehr muss die Begründung (nur) erkennen lassen, von welchen wesentlichen tatsächlichen Voraussetzungen und Erwägungen die Behörde ausgegangen ist (vgl. Tiedemann in Bader/Ronellenfitsch, BeckOK VwVfG, Stand 01.07.2020, § 39 Rz. 32). Die Verwendung der Formulierung ‚wesentlich‘ zeigt zudem, dass sowohl in tatsächlicher als auch in rechtlicher Hinsicht (lediglich) die tragenden Gründe anzugeben sind, von denen die KJM bei ihrer Entscheidung ausgegangen ist.“

Als weitere Zweifel an der Richtigkeit des Urteils legt der Sender dar, dass sich die Zusammensetzung des KJM-Prüfausschusses mit zwei von der Exekutive entsandten Mitgliedern als verfassungswidrig darstelle, da sie dem Gebot der Staatsferne widerspreche. Doch auch diese Auffassung greift nach Ansicht des VGH München nicht. Hierzu wird u. a. ausgeführt: „Anhaltspunkte dafür, dass die Zusammensetzung der KJM bzw. ihrer Prüfausschüsse gegen das rundfunkrechtliche Gebot der Staatsferne verstoßen, sind bereits deshalb nicht ersichtlich, weil der Jugendmedienschutz-Staatsvertrag nicht auf eine Beherrschung eines Rundfunkunternehmens oder auf eine politische Instrumentalisierung des Rundfunks gerichtet ist. Zweck des Staatsvertrags ist nach § 1 JMStV der einheitliche Schutz von Kindern und Jugendlichen vor Angeboten in elektronischen Informations- und Kommunikationsmedien, die deren Entwicklung oder Erziehung beeinträchtigen oder gefährden, sowie der Schutz vor solchen Angeboten in elektronischen Informations- und Kommunikationsmedien, die die Menschenwürde oder sonstige durch das Strafgesetzbuch geschützte Rechtsgüter verletzen. Dieser Zweck und die Regelungen des Jugendmedienschutz-Staatsvertrags schränken nach Artikel 5 Absatz 2 GG zulässig die durch Artikel 5 Absatz 1 Satz 2 GG gewährleistete Rundfunkfreiheit ein (vgl. BVerwG, U. v. 31.05.2017 - 6 C 10.15 - BVerwGE 159, 49 Rn. 16 f.).“

Weiter moniert der Sender, dass das VG München verkannt habe, dass eine Sperrwirkung für Aufsichtsmaßnahmen durch die KJM als Organ der Beklagten nach § 20 Absatz 3 Satz 1 JMStV analog bestanden habe, weil nach Ausstrahlung der Sendung, aber noch vor Erlass des Streitgegenständlichen Bescheids der FSF-Berufungsausschuss am 10. Mai 2016 die Sendung für eine Ausstrahlung ab 12 Jahren im Tagesprogramm freigegeben habe. Auch hiermit gelingt es dem Sender nicht, berechnete Zweifel an der Richtigkeit der Entscheidung des VG München zu wecken. So sieht der VGH München die für eine analoge Anwendung (des § 20 Absatz 3 Satz 1 JMStV) notwendige „planwidrige Regelungslücke“ als nicht gegeben an. Er führt entsprechend aus: „Für das Vorliegen einer Gesetzeslücke gibt es keinerlei Anhaltspunkte. Die von der Klägerin analog § 20 Absatz 3 Satz 1 JMStV angenommene Sperrwirkung für aufsichtliche Maßnahme bei vorlagefähigen, vor Ausstrahlung jedoch nicht der FSF vorgelegten Sendungen würde dem eindeutigen Wortlaut des § 20 Absatz 3 JMStV sowie dem darin zum Ausdruck kommenden System der sog. ‚regulierten Selbstregulierung‘ widersprechen.“ Und der VGH erklärt zudem: „Dem Sinn und Zweck des Gesetzes, einen effektiven Jugendmedienschutz zu gewährleisten, würde dann nicht Genüge getan, wenn über den Wortlaut des Gesetzes hinaus eine positive Stellungnahme einer Einrichtung der Freiwilligen Selbstkontrolle nach Ausstrahlung der vorlagefähigen Sendung, aber noch vor einer entsprechenden Maßnahme der KJM ausreichend wäre, um die Aufsichtsbefugnisse der Medienaufsicht nach § 20 Absatz 3 Satz 1 JMStV zu beschränken.“

Quelle:

VGH München (7. Senat), Beschluss vom 01.09.2020 – 7 ZB 18.1183

Facebook darf Konten im Verdachtsfall vorübergehend sperren

Auf der Grundlage des Netzwerkdurchsetzungsgesetzes (NetzDG) sind soziale Netzwerke verpflichtet, Inhalte ganz oder vorübergehend zu sperren, die beispielsweise Hassreden beinhalten könnten. Facebook setzt dazu intelligente Programme ein, die auf bestimmte Reizwörter reagieren und vorsorglich automatisch ein Konto sperren können. Dabei kann es allerdings zu Fehlern kommen, da diese Programme die Kontexte nicht erkennen und berücksichtigen können. So ist es einem Facebook-Nutzer aus Ludwigshafen ergangen, der im Oktober 2019 in seinem Facebook-Account den Beitrag eines Satiremagazins mit der Überschrift geteilt hat: „Schrecklicher Verdacht: war Hitler ein Gamer?“ Die Überschrift war auf einem Foto von Adolf Hitler zu sehen, der auf einem Sofa sitzt und scheinbar den Controller einer Spielkonsole in der Hand hält. Facebooks intelligente Programme haben einen Verdacht erkannt und Alarm geschlagen: Der Beitrag wurde kurzfristig gesperrt – ebenso wie der Account des Nutzers. Allerdings wurde die Sperrung noch am selben Tage, offenbar nach Überprüfung durch einen fachkundigen Mitarbeiter, wieder aufgehoben.

Der Nutzer vertrat die Auffassung, dass die Sperrung durch Facebook rechtswidrig gewesen sei und forderte 1.500,00 Euro Schmerzensgeld. Facebook wies darauf hin, aufgrund seiner Gemeinschaftsstandards dazu berechtigt zu sein, in Fällen einzugreifen, in denen der Verdacht bestehe, dass Hassreden oder Beiträge von Hassorganisationen geteilt werden.

Das Landgericht (LG) Frankenthal gab Facebook recht und wies die Klage ab. Die Plattform habe das Recht, bereits im Verdachtsfall überprüfte Beiträge zu sperren und das Nutzerkonto zu deaktivieren. Facebook habe annehmen können, der Nutzer würde durch die Verbreitung eines Bildes von Adolf Hitler Nationalsozialisten unterstützen. Bei einem solchen Verdacht habe eine schnelle Reaktion durch soziale Netzwerke Vorrang vor den Interessen des Nutzers, der sein Konto nur privat nutze, sodass kein finanzieller Schaden zu verzeichnen gewesen sei. Deshalb komme in solchen Fällen ein Schadensersatz ohnehin nicht infrage. Der Nutzer hat gegen dieses Urteil Berufung eingelegt.

Quelle:

LG Frankenthal, Urteil vom 08.09.2020, Az. 6 O 23/20

Missbräuchliche Verwendung freiwillig zugesandter Selfies

Die 19-jährige O. war verliebt und schickte ihrem Freund A. ein Selfie, auf dem sie sich nackt auf ihrem Bett rekelte, um A. damit eine Freude zu machen. Nach einem Streit trennten sich beide und A. verschickte das Bild an zehn Freunde mit der Unterschrift: „Na, darum ist es schade, aber sonst bin ich froh, dass ich sie los bin.“ O. klagte dagegen, weil sie der Meinung war, dass durch die Bildaufnahme ihr höchstpersönlicher Lebensbereich verletzt worden sei. Sie sah darin einen Verstoß gegen § 201a Nr. 4 Strafgesetzbuch (StGB). Das Landgericht gab ihr recht, A. legte gegen dieses Urteil Revision ein.

Nach § 201a Absatz 1 Nr. 4 ist es verboten, Aufnahmen anderer Personen in ihrer Privatsphäre herzustellen oder zu verbreiten, durch die der „höchstpersönliche Lebensbereich der abgebildeten Person verletzt“ wird. Das Problem in diesem Fall besteht darin, dass das Bild nicht durch A. aufgenommen wurde, sondern vom Opfer selbst, und es A. von diesem – allerdings unter anderen Umständen – freiwillig zugeschickt wurde. Der BGH verwirft jedoch die Revision als unbegründet und vertritt die Meinung, dass unter den gegebenen Umständen durch die Vorschrift auch Selbstaufnahmen des Tatopfers betroffen seien. Denn es komme nicht darauf an, wer die Aufnahme gemacht habe, sondern darauf, dass in der Weitergabe des Bildes ein Vertrauensmissbrauch liege, der das geschützte Rechtsgut verletze, unabhängig davon, wer die Aufnahme gemacht habe, zumal zu diesem Zeitpunkt das Verhältnis zwischen O. und A. noch ein anderes gewesen sei.

Quelle:

BGH, Beschluss vom 29.07.2020 – 4 StR 49/20, BeckRS 2020, 26378

Aufsatz

Staatlicher Jugendschutz für Apps und parallele Regeln der App-Stores

Bisher ist das Jugendschutzrecht national geregelt, doch die Zeiten von Kino, DVD und national begrenzten Fernsehsendern sind vorbei und Inhalte aus dem Netz machen vor nationalen Grenzen nicht mehr halt. Die Betreiber von App-Stores, insbesondere Apple und Google, haben inzwischen eigene Regeln und eigene Systeme entwickelt, die Anbieter von Apps einhalten müssen, wenn sie ihre Angebote in dem jeweiligen Store unterbringen wollen. Christian Rauda stellt nun auch angesichts des aktuellen Entwurfs des Jugendschutzgesetzes (JuSchG) die Frage, wie mit dem Spannungsverhältnis von gesetzlichem Jugendschutz und den Maßnahmen der Anbieter umzugehen ist.

Bisher bezieht sich das Jugendschutzgesetz ausschließlich auf Trägermedien, sodass es auf Apps, die nur online über das Internet verfügbar sind, keine Wirkung entfaltet. Einschlägig ist dagegen der Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV) der Bundesländer. Nach § 5 Absatz 1 JMStV müssen Anbieter dafür sorgen, dass Kinder und Jugendliche entwicklungsbeeinträchtigende Angebote üblicherweise nicht wahrnehmen. Die gesetzliche Regelung fordert kein Verbot solcher Inhalte, sondern eine erschwerte Wahrnehmung durch Jugendliche in gefährdeten Altersphasen, z. B. bei Fernsehsendungen durch Sendezeitbeschränkungen. Das Gesetz lässt aber ausdrücklich technische Sperrmöglichkeiten zu. Während das JuSchG die Abgabe von Trägermedien an Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren von Freigaben durch die Obersten Landesjugendbehörden der Länder abhängig macht, die allerdings in der Praxis von der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) für Kinofilme und DVDs und von der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) für Spiele durchgeführt werden, ist nach dem JMStV im Bereich des Fernsehens und des Internets eine Selbsteinschätzung durch die Anbieter möglich, die im Bereich des Internets jeweils durch Jugendschutzprogramme erkannt und nach Aktivierung durch die Eltern eingestellt werden kann. Die Anbieter können sich auch Einrichtungen der Freiwilligen Selbstkontrolle bedienen, die sowohl für die Anerkennung von technischen Lösungen (Jugendschutzprogramme) als auch für die Bewertungen der Inhalte zuständig sein können.

Die USK ist sowohl für Trägermedien (Spiele) nach dem JuSchG zuständig, unterhält aber auch für elektronisch verbreitete Spiele den Bereich „USK.online“, dieser wurde von der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) anerkannt. Bisher haben sich 45 Unternehmen USK.online angeschlossen, Tendenz steigend. Mitglieder von USK.online können den Service und die Beratung der USK in rechtlichen und technischen Fragen nutzen, ihre selbst vergebenen Alterskennzeichnungen können zwar von der KJM, der nach dem Gesetz zuständigen Aufsicht, verändert werden, allerdings kann sie kein Bußgeld erheben. Wenn die USK selbst geprüft hat, ist eine Freigabe der USK für die Aufsicht bindend, es sei denn, ein vertretbarer Beurteilungsspielraum wurde überschritten.

Die USK hat sich dem internationalen IARC-System angeschlossen, das in Deutschland die aus dem Bereich der USK entlehnten Alterskennzeichnungen (ab 0, ab 6, ab 12, ab 16 oder ab 18 Jahren) verwendet. Alle Anbieter, die hier angeschlossen sind, verwenden auf ihren Plattformen die mit Altersfreigaben versehenen Hinweise. Wer eine App einstellen will, muss einen bestimmten Fragebogen ausfüllen, der abschließend eine Altersfreigabe errechnet. Das System ist in der Lage, diese Altersfreigabe an die jeweils unterschiedlichen Gefährdungsschwerpunkte der beteiligten Länder anzupassen bzw. umzurechnen. In Stichproben oder nach Beschwerden überprüft die USK, ob die Freigaben den deutschen Vorstellungen entsprechen. Durch die Verwendung der Alterskennzeichnung des JuSchG könnte der Nutzer allerdings den Eindruck bekommen, die Kennzeichnung sei nach dem gleichen System wie die des Jugendschutzgesetzes entstanden – durch pluralistisch besetzte Fachgremien unter Beteiligung eines Ständigen Vertreters der Obersten Landesjugendbehörden. Außerdem ist die Nutzung des Systems durch die App-Stores nicht verpflichtend, der Store von Google ist Mitglied von IARC, der von Apple hingegen nicht. Dadurch kann es zu unterschiedlichen Einstufungen desselben Inhalts kommen. So ist WhatsApp im App-Store von Google mit „USK ab null Jahren“ eingestuft, bei Apple mit „12+“. Aus Datenschutzgründen ist die App in Europa ab 16 Jahren erlaubt, außerhalb der EU ab 13 Jahren. So gibt es für eine einzige App insgesamt vier verschiedene Alterseinstufungen. Das gilt auch für die App von Netflix, nach den Nutzungsbedingungen von Netflix selbst muss man wiederum 18 Jahre alt sein, um überhaupt Mitglied des Netflix-Dienstes zu werden.

Weder das IARC- noch das von Apple genutzte System besitzen eine Anerkennung durch die KJM. Diese hat nur die Jugendschutzsysteme von Nintendo und Netflix inzwischen anerkannt, für Apps gibt es noch kein anerkanntes System. Faktisch sorgen aber alle Systeme trotz fehlender Anerkennung für die im Gesetz geforderten Wahrnehmungshindernisse und geben Eltern die Möglichkeit, beeinträchtigende Inhalte in App-Stores zu erkennen und durch die Tools des Programms zu unterbinden. Die Anerkennung ist nach dem Gesetz auch nicht unbedingt erforderlich, wichtig ist nur, dass die materiellen Anerkennungsvoraussetzungen des § 11 Absatz 3 JMStV erfüllt sind. Für die Anerkennung fordert der Gesetzgeber vor allem, dass Jugendschutzprogramme in der Lage sind, nach Altersstufen zu differenzieren und so zu Telemedien einen dem Stand der Technik entsprechenden Zugang zu ermöglichen. Dies ist nach Meinung des Autors auch für die von Google oder Apple genutzten Systeme der Fall, die er mit den von der KJM anerkannten Programmen für qualitativ gleichwertig hält.

Der Autor beschäftigt sich anschließend mit den im aktuellen Entwurf des neuen Jugendschutzgesetzes geplanten Änderungen, wonach die Kennzeichnungspflicht von Trägermedien auch auf digitale Spiel- und App-Plattformen ausgeweitet werden soll, also auch auf Plattformen wie den Apple Store oder den Google Play Store. Zudem sollen nach dem Entwurf auch die Gründe angegeben werden, die zu einer Altersfreigabe geführt haben. Darin sollen auch sogenannte Interaktionsrisiken, bei denen es weniger um die klassischen Gefährdungsrisiken des Jugendschutzes geht, sondern z. B. darum, ob ein Nutzer finanziell oder durch Mobbing gefährdet werden kann, berücksichtigt werden. Auch eine mögliche Suchtentwicklung durch ein Spiel ist einzubeziehen.

Der Autor geht anschließend darauf ein, dass sowohl das System von Google als auch das von Apple im Hinblick auf den Jugendschutz wirkungsvoll sei, allerdings beide nach dem gegenwärtigen JMStV weder mit einem anerkannten Jugendschutzprogramm noch mit den zukünftig vorgesehenen gesetzlichen Regelungen kompatibel seien. Es seien reine Systeme der Selbstkontrolle, die aber durch die möglichen Sperrungen weiter reichten, als es im Gesetzentwurf vorgesehen sei. Außerdem zielen der Gesetzentwurf nicht auf die Entwickler ab, sondern wolle die Plattformen, auf denen die Apps vertrieben werden, in die Pflicht nehmen. Deren Problem bestehe

aber darin, dass nicht nur die deutschen Regeln, sondern auch die Vorschriften anderer Staaten berücksichtigt werden müssten.

Insgesamt gibt der Beitrag einen guten Überblick über die gegenwärtige Problematik, allerdings beschäftigt er sich ausschließlich mit den Beschränkungen durch die Selbstkontrollen bzw. angestrebte gesetzliche Vorschriften. Das Problem der unterschiedlichen Sichtweisen auf die Gefährdungen und die Notwendigkeit, dass Eltern und Jugendliche den Sinn solcher Beschränkungen auch nachvollziehen können, wird außer Acht gelassen. Das ist aber in der Praxis ein sehr wichtiger Punkt, denn Jugendschutzbeschränkungen sollten nicht als willkürlich wahrgenommen werden. Die Nutzer werden sie nur dann akzeptieren, wenn vernünftige und plausible Gründe für eine Altersbeschränkung erkennbar sind. Dass im Zweifelsfall eine strengere Regelung die bessere wäre, führt in die Irre. Eltern, die beispielsweise bei Netflix eine offensichtlich für Kinder produzierte Serie schauen, die dann aber eine Alterskennzeichnung ab 12 oder ab 16 Jahren besitzt, werden sich wahrscheinlich zukünftig nicht mehr an diesen Altersfreigaben orientieren. Es besteht die Gefahr, dass sowohl strenge Regeln der Selbstkontrolle als auch Vorschriften des Gesetzes zwar scheinbar die Probleme lösen, aber faktisch ins Leere laufen, weil sie im konkreten Fall von den Nutzerinnen und Nutzern nicht als sinnvoll wahrgenommen und damit entsprechend nicht beachtet werden.

Quelle:

Rauda, C.: Staatlicher Jugendschutz für Apps und parallele Regeln der App-Stores. Konkurrenz zwischen dem Jugendschutz nach dem JMStV und den Richtlinien von Google und Apple für Publisher von Apps. In: MMR-Beilage, 8/2020, S. 13–17

Kurz notiert

DGPuK-Jahrestagung 2021

Die 66. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) findet vom 7. bis 9. April 2021 ausschließlich digital statt. Geplant war sie als Dreiländertagung in Zürich. Das ausrichtende Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung (IKMZ) der Universität Zürich lädt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Österreich, Deutschland und der Schweiz ein. Das Motto der Tagung lautet: „#Kommunikation #(R)Evolution. Zum Wandel der Kommunikation in der digitalen Gesellschaft“. Inhaltlich soll dieser Wandel breit abgebildet werden: Medienregulierung und veränderte Anforderungen an die Medienethik sollen ebenso Thema sein wie neue Inhalte und Formate, Nutzungsweisen und der Strukturwandel der Öffentlichkeit.

Weitere Informationen abrufbar unter:
<https://dach21.ch/>

Eva Flecken wird Direktorin der mabb

Die Kommunikationswissenschaftlerin Dr. Eva Flecken löst Mitte März 2021 Dr. Anja Zimmer in der Leitung der Medienanstalt Berlin Brandenburg (mabb) ab. Noch leitet Flecken bei Sky Deutschland als Vice President die Bereiche „Public Policy“, „Regulatory & EU Affairs“ und „Protection of Minors“. Zuvor hatte sie bereits für die mabb gearbeitet und dort die Themen „Digitale Projekte“, „Netz- und Medienpolitik“ verantwortet. Zu ihren neuen Aufgaben bei der mabb wird die Umsetzung des im November 2020 in Kraft getretenen Medienstaatsvertrags gehören.

Impressum

Herausgeber: Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen e. V. (FSF)
 Am Karlsbad 11, 10785 Berlin
 Tel.: 0 30 / 23 08 36-0
 E-Mail: tvdiskurs@fsf.de
 fsf.de | tvdiskurs.de

Chefredaktion: Prof. Joachim von Gottberg (V. i. S. d. P.)

Redaktion: Karin Dirks, Camilla Graubner, Christina Heinen, Christian Kitter, Prof. Dr. Lothar Mikos, Simone Neteler, Anke Soergel

Bildredaktion: Camilla Graubner, Sandra Hermansen

Onlineredaktion: Karin Dirks

Gestaltung: Alexandra Zöller, Berlin

Mit Beiträgen von: Dorothea Adler, Dr. Uwe Breitenborn, Klaus-Dieter Felsmann, Tilmann P. Gangloff, Dr. Alexander Grau, Prof. Dr. Daniel Hajok, Dr. habil. Gerd Hallenberger, Prof. i. R. Dr. Hans-Dieter Kübler, Prof. Dr. Margreth Lünenborg, Prof. Dr. Fred Mast, Claudia Mikat, Hannah Müller-Pein, Luisa Ost, Dr. Petra Sandhagen, Prof. Dr. Tanjev Schultz, Prof. Dr. Frank Schwab, Dr. Andreas Tietze, Claudia Töpfer, Jenni Zylka

Wir danken Prof. Dr. Judith Simon, Tiffany van Stormbroek, Prof. Dr. Martin Hartmann, Dr. Nikolaus Jacob und Prof. Dr. Kai Sassenberg für ihre Gesprächsbereitschaft.

Druck: BVD Druck + Verlag AG
 Schaan, Liechtenstein
 www.bvd.li

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

Bezugspreis:

Einzelheft: 24,00 Euro
 (inkl. Mwst. und Versandkosten
 innerhalb Deutschlands)
 ISSN 1433-9439

ISBN 978-3-7445-2027-0

Zu beziehen über den Herbert von Halem Verlag

Schanzenstraße 22, 51063 Köln

Tel.: 0 221-92 58 29 0

E-Mail: info@halem-verlag.de

www.halem-verlag.de/tv-diskurs/

Bei Änderung Ihrer Bezugsadresse senden Sie bitte eine E-Mail an tvdiskurs@fsf.de.

Hinweis:

Auch in der *tv diskurs* soll gendergerechte Sprache umgesetzt werden. Dabei verzichten wir allerdings auf den Genderstern und andere typografische Zeichen. Vielmehr orientieren wir uns an den Duden-Regelungen und verwenden bei Personenbezeichnungen vornehmlich die weibliche und männliche Form.

HERBERT VON HALEM VERLAG



Michael Meyen

**Das Erbe sind wir.
Warum die DDR-Journalistik zu früh
beerdigt wurde. Meine Geschichte**

2020, 372 S., 16 Abb.,
Broschur, 213 x 142 mm, dt.

ISBN (Print) 978-3-86962-570-6
ISBN (PDF) 978-3-86962-571-3
ISBN (ePub) 978-3-86962-576-8



Stephan Russ-Mohl (Hrsg.)

**Streitlust und Streitkunst.
Diskurs als Essenz der Demokratie**

Schriften zur Rettung des öffentlichen Diskurses, 3
2020, 472 S., Broschur, 190 x 120 mm, dt.

ISBN (Print) 978-3-86962-552-2
ISBN (PDF) 978-3-86962-553-9
ISBN (ePub) 978-3-86962-555-3

Print und E-Book erhältlich unter <https://www.halem-verlag.de>

Entdeckerfreude auf jeder Seite: Was waren die wichtigsten Filme des Jahres 2020? Welche Personen und Debatten haben das Filmjahr geprägt? **Das Filmjahr 2020/2021 des Lexikon des Internationalen Films** informiert über die wichtigsten Ereignissen des Filmjahres und bietet 1500 Kritiken zu allen Neuerscheinungen, die im Kino, im Fernsehen, auf DVD/Blu-ray und über Streaming-Plattformen veröffentlicht wurden.

Und als *special*: 150 Seiten *best of*: Dokumentation des aktuellen Filmgeschehens durch Beiträge aus dem Filmdienst, die bisher nur online zu lesen waren.

Unverzichtbar FÜR ALLE, die den Überblick über die Filmszene behalten wollen und die im Unterricht mit Filmen arbeiten. Den Jahrbuchteil gibt es jetzt auch als ebook.

ca. 480 S. | Pb. | 28,00 € | ISBN 978-3-7410-0371-4



Viele erinnern sich aus ihrer Kindheit und Jugend an die Slapstick-Serien im Vorabendprogramm, die bis Ende der 1990er-Jahre regelmäßig ausgestrahlt wurden. Norbert Aping nimmt uns mit auf eine Reise durch rund 50 Jahre Slapstickserien und erinnert dabei an beliebte Klassiker, wie VÄTER DER KLAMOTTE, DIE KLEINEN STROLCHE, ES DARF GELACHT WERDEN, DICK UND DOOF, SPASS MIT CHARLIE und viele andere. Dabei erhalten die Leser*innen auch einen Einblick in bisher unbekanntes Hintergrundmaterial aus dem Arbeitsumfeld der Serienmacher, denn hinter den Kulissen ging es längst nicht immer lustig zu.

432 S. | Pb. | zahlr. Abb. | 28,00 € | ISBN 978-3-7410-0339-4

